

DUMONT REISEABENTEUER LESEPROBEN 2014



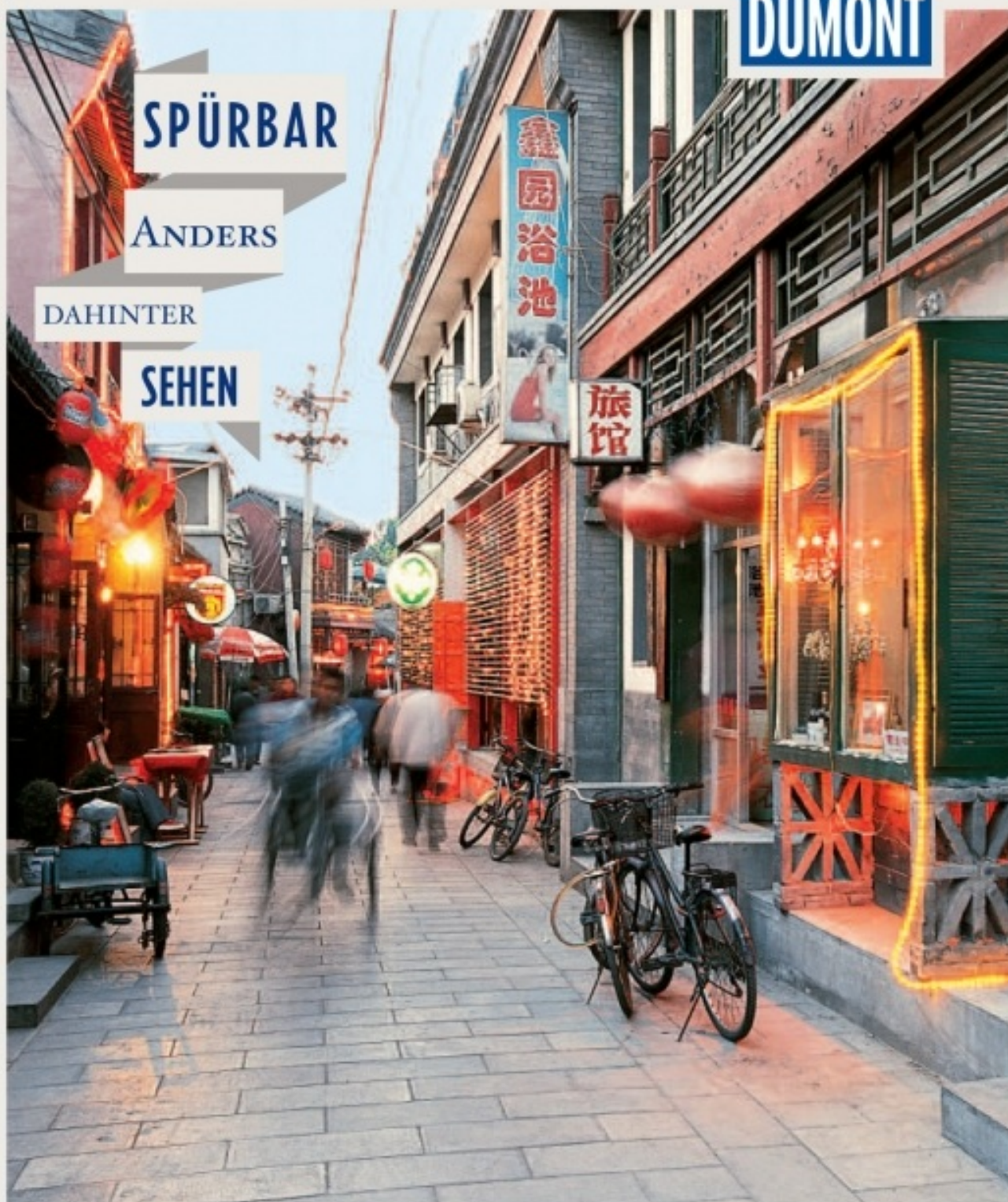
DUMONT

SPÜRBAR

ANDERS

DAHINTER

SEHEN



DuMont Reiseabenteuer Leseproben 2014

“Mit den DuMont Reiseabenteuern, mit diesen frisch erzählten Reiseimpressionen und Reportagen, erlese, erfühle und verstehe ich die Welt neu, in ihrer ganzen Vielfalt und ihrer ganzen Faszination. Sofort losfahren oder einfach weiterlesen – das sind die einzigen Alternativen.”

Maria Anna Hälker, Chefredakteurin DuMont Reiseverlag

© 2014 DuMont Reiseverlag, Ostfildern, Alle Rechte vorbehalten

dumontreise.de

Schwarzer Tee und blaue Augen

Gerald Drissner



Gerald Drißner, geboren 1977 im österreichischen Bergdorf Wald am Arlberg, machte eine Journalistenausbildung an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg und war danach Redakteur beim Magazin Stern. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Ägypten zog er 2012 nach Istanbul um, wo er seither lebt. Für seine journalistischen Arbeiten ist er mehrfach ausgezeichnet worden: mit dem Columbus-Förderpreis der VDRJ, dem renommierten Axel-Springer-Preis und dem Meridian-Journalistenpreis. Im DuMont Reiseverlag erschien von ihm 2013 das Buch »Als Spion am Nil«.

Schwarzer Tee und blaue Augen

von Gerald Drissner

Paperback, ca. 300 Seiten

eISBN 978-3-7701-9954-9

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Erscheint Oktober 2014 auch als E-Book

Von Istanbul zu Noahs Arche

Das Land zwischen dem Bosphorus und der iranischen Grenze, in dem man Sesamkringel zum Frühstück isst und Joghurt in Kübeln kauft, ist uns vertraut und zugleich fremd. Gerald Drißner reist durch Anatolien, wo das Abend- ins Morgenland übergeht und trifft zwischen Istanbul und den kalten Bergregionen des Ostens, zwischen Mittelmeer und Schwarzmeerküste auf ein Gewirr aus Kulturen und Sprachen. Der Autor erlebt eine Gesellschaft, die tief gespalten ist und ihren Platz in der Welt sucht. Mit Augenmaß und Offenheit nimmt er unterwegs wahr, wie die derzeitige Regierung das Land religiöser macht und sich mit der säkularen Jugend anlegt. Wie Naturschutz auf Politik und Geld prallt und wie Kurden sich dagegen wehren, Türken zu werden. Auf seinen Reisen sucht er das Gespräch mit den einfachen Menschen. So lernt er beim Teetrinken, was der ›Tiefe Staat‹ ist, warum der Regierungschef Zigaretten hasst, was Schnurrbärte über Männer verraten und wie blaue Glasaugen vor Unglück schützen. Er besucht ein abgeschiedenes Tal, in dem die besten Schachspieler leben sollen, fährt bis zu dem Berg nahe der armenischen Grenze, an dem die Arche Noah gestrandet sein soll, und in ein Dorf, das sich heute – im wahrsten Sinne des Wortes – gegen seinen Untergang wehrt.

GERALD DRISSNER
**SCHWARZER TEE UND
BLAUE AUGEN**

Eine Reise durch Anatolien



DUMONT

begegnungen

in der

türkei



Kapitel 17 - Jusufeli

Am Nachmittag des 13. Juli 2011 fielen einem Bauern in Yaylalar, einem Dorf nahe der Baumgrenze in den Kaçkar-Bergen, zwei seltsame Personen auf. Sie gehörten nicht zur Gemeinschaft der achtzig Männer und vierundneunzig Frauen, die ihr Wasser noch aus Brunnen schöpfen und dort oben ein Leben führen, wie es höchstens noch unsere Großväter kannten. Der Bauer war neugierig und lief ihnen nach. Er beobachtete, wie sich die Fremden an bestimmte Blumen heranschlichen, die auf diesen Bergwiesen besonders schön blühen, und wie sie plötzlich eigenartige Netze auf sie warfen. Dem Bauer kam das komisch vor. Er alarmierte die Gendarmerie.

Die Beamten durchsuchten die Taschen der beiden Fremden und konnten kaum glauben, was sie darin fanden: 624 Schmetterlinge und drei Großlibellen, fein säuberlich eingepackt in angefeuchtete Umschläge, die mit Baumwolle gefüllt waren. Aus Russland waren sie angereist, ein vierzigjähriger Taxifahrer und seine deutlich jüngere Frau, die offenbar genau wussten, was sie suchten: den leuchtenden Kaukasischen Gelbling, den Ritterfalter und den Apollofalter, der in Europa vom Aussterben bedroht ist. In ihrer Freizeit würden sie gerne Insekten sammeln, erzählten die Fremden. Sie wurden sofort des Landes verwiesen.

Wenn die beiden Russen in fünf Jahren noch einmal in diese Gegend kommen würden, dann würden sie einige ihrer damals gefangenen Schmetterlinge vermutlich nicht mehr finden. Überhaupt wird dann nichts mehr so sein wie früher. Ich bin in Yusufeli, einer Kleinstadt im Nordosten der Türkei, in der 6856 Menschen wohnen und die bis zum Mai 2018 verschwunden sein wird. Ein für allemal tief versunken in einem See, der eingefasst sein wird vom dritthöchsten Staudamm der Welt, wenn denn alles nach Plan läuft.

Ohnehin schon seltene Tiere werden noch seltener werden, weil ihnen ihr Lebensraum genommen wird: wilde Ziegen und Steinböcke, Persische Eichhörnchen und eurasische Dachse, Bären und graue Wölfe. Die Lachsforellen in den Flüssen um Yusufeli werden es nicht mehr zum Laichen an die Flussoberläufe schaffen. Andere Fische wie die Braune Forelle müssen ebenso um ihr Überleben fürchten, denn die Rückzugsgebiete in den Seitenarmen der Flüsse werden nicht mehr groß genug sein. Außerdem, so steht es in Umweltstudien, verschlingt der Damm den Lebensraum von einundzwanzig Pflanzensorten, die vom Aussterben bedroht sind, und deren Schicksal damit nun besiegelt ist.

Und was ist mit den Menschen?

Die bauen.

Ich bin seit zwei Tagen in Yusufeli und wohne im Hotel Almatür. Ich hatte eine heruntergekommene Absteige erwartet, um die sich niemand mehr so recht kümmern möchte. Das Haus aber ist erst zwei Jahre alt. Wer bitte lässt ein Hotel hochziehen, installiert Dutzende Klimaanlage, einen hochmodernen Fahrstuhl und neue Flachbildfernseher in den Zimmern, wenn das komplette Gebäude in fünf

Jahren unter Wasser stehen wird? Ich frage den Juniorchef, Bünyamin Hacıoğlu, einen jungen, umtriebigen Mann, der die dreißig noch vor sich hat. Er läuft mit mir zu einer Wand, an der ein mit Kohle gezeichnetes Bild hängt. Es ist ein Familienporträt, der Vater in der Mitte, daneben die Großeltern und drei seiner Onkel. Er schaut mich entschlossen an: »Glaubst du wirklich, wir lassen uns unsere Heimat nehmen?«

Die Regierung habe ihnen vorgeschlagen, auf einen Hügel zu ziehen – mit sechzehntausend anderen Menschen, die für das Projekt umgesiedelt werden sollen. Auf dem Hügel grasen momentan nur Schafe. »Mit Propaganda«, sagt er, würden sie versuchen, das Dorf zu retten. Und wenn das nicht hilft? Er überlegt kurz: »Die werden uns Geld geben. Die vielen neuen Häuser hier, die kann man doch nicht einfach so versenken.«

Ist das also der Rettungsplan? Bauen und betonieren?

Zumindest sieht es in Yusufeli danach aus. Der Bürgermeister hat eine neue Uferpromenade errichten lassen, hübsche Bäumchen wurden dort gepflanzt, daneben liegen ein neuer Spielplatz und ein Fitnessparcours. Ich spaziere an den Stadtrand, wo die fünfundfünfzig Kilometer lange Straße beginnt, die zu den fast viertausend Meter hohen Kaçkar-Bergen führt. Ich laufe durch die Sarıgöl Caddesi, vorbei an einem vierstöckigen Apartmenthaus mit einer frisch gestrichenen, lila- und violettfarbenen Fassade. Daneben sehe ich eine schwere Betonmischmaschine und einen Haufen roter Ziegel, die vermutlich zu dem Rohbau gehören.

Ich laufe weiter.

Vor dem Eingang zu einem sechsstöckigen Apartmenthaus, an dessen Fenster noch Plastikbänder kleben, steht eine große Werbetafel: *Demircioğlu inşaat - Satılık lüks daireler*. Lüks steht für Luxus. Ich zähle die Wohnungen ab; es sind vierundzwanzig. Von den Balkonen hat man eine wunderbare Aussicht auf den Fluss, der bald zum See aufgestaut wird. Daneben liegt ein Stall, in dem Schafe gehalten werden. Sie sind vermutlich die einzigen, die den Hügel, auf den sie später einmal alle ziehen sollen, schon kennen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses sehe ich noch mehr neue Häuser. Auch dort wurde eine Uferpromenade mit netten Bäumchen angelegt. Ich laufe über eine sechszwanzig Meter lange, halbfertige Betonbrücke, deren Boden aus ein paar Holzlatten besteht und von ein paar Stahlseilen zusammengehalten wird. Eröffnet wurde sie im Frühjahr 2013. Sie wippt mit jedem Schritt, den ich mache. Kaum bin ich auf der anderen Seite, fährt ein Auto über die Brücke – sie hält. Später werde ich im Dorf erfahren, dass es neulich sogar ein 3,5 Tonnen schwerer Kipplaster hinübergeschafft hat. Eine kleine grüne und vor allem neue Moschee versteckt sich zwischen den hohen Apartment-Häusern. Auf dem Türmchen des Minaretts wurde eine Tafel angebracht: »Moschee der Nachbarschaft, erbaut 2013«. Ich sehe den Obst- und Gemüseladen »Gültekin Manav«, den »Merve Süpermarket« und auch ein Teehaus. Ja sogar eine Putzfirma hat sich hier angesiedelt, die »Korkmak Temizlik« und das Hotel »Barcelona«, von dem es noch einen etwas maroderen Ableger in der Stadtmitte gibt, das »Barcelona 2«.

Die meisten Leute in der Stadt scheinen es mittlerweile recht gelassen zu nehmen,

dass ihr Haus in fünf Jahren unter Wasser stehen wird. Klar findet es jeder jammerschade. Sie sprechen darüber aber in einer Aufgeregtheit, als würden sie mir beschreiben, wo die nächste Apotheke ist. Einige haben wohl resigniert, denn sie wissen sehr gut, dass viele Istanbuler die Sorge um einen Stromausfall mehr plagt als ein paar tote Gänseblümchen. Umweltschützer tun sich deshalb schwer damit, gegen das Projekt Stimmung zu machen. Das Land hat einen großen Aufholbedarf, den wir schließlich auch hatten, in den 1970er- und 1980er-Jahren, als uns Abgase und Plastiktüten ziemlich egal waren. Immerhin regt sich nun aber auch etwas in der Türkei: Im Jahr 2008 wurde die Partei der Grünen gegründet. Drei Jahre später hatte sie zweihundertneunzig Mitglieder – landesweit.

Und dann ist da noch dieser übermächtige Gegner, die Gefolgschaft um Tayyip Erdoğan, die Beton höher bewertet als Geschichte und Natur, denn Beton bringt Wählerstimmen. Im Dezember 2012 hat der Regierungschef »112 gigantische Projekte« des Forst- und Wasserministeriums feierlich eröffnet. Während der Zeremonie in einer Volleyballarena in Ankara beschrieb er einen bereits fertigen Damm als ein »technisches Wunder«. Der zuständige Minister schlug daraufhin vor, dass der Staudamm in Yusufeli nach Recep Tayyip Erdoğan benannt werden sollte. Aus geschätzten 2,9 Millionen Kubikmetern Beton soll dieses Monster geformt werden und 2,2 Milliarden Kubikmeter Wasser fassen. Der See wird im Jahr so viel Energie produzieren, wie Ankara in sechs Jahren verbraucht.

Ich war mit einem Mietwagen von Artvin hierher gefahren. Artvin ist die Kreisstadt der gleichnamigen Provinz, zu der auch Yusufeli gehört. Die Kleinstadt liegt treppenartig an einem steilen Hang, sodass man gut vierhundert Höhenmeter bewältigen muss, um von unten nach oben zu fahren. Der dortige Bürgermeister ist in den vergangenen Jahren vor allem dadurch aufgefallen, dass er eine zweiundzwanzig Meter hohe Atatürk-Statue auf einem Hügel aufstellen ließ. Es ist das landesweit höchste Denkmal für den Staatsgründer. So gesehen wacht da jemand über das Projekt von Tayyip Erdoğan, den der Regierungschef partout nicht ausstehen kann.

Das Dammprojekt beginnt nämlich in Artvin. Die Straße die früher durch ein Tal führte, ist bereits auf den Berg verlegt worden, denn unten wird das Wasser aufgestaut. Die Gegend ist mit Maschinengewalt bearbeitet worden. An den Hängen klebt der Spritzbeton, der aussieht wie vernarbte Haut. Früher, so hörte ich, blühten hier einmal Nordmantannen, Orientfichten und Orientbuchen. Ich fuhr durch unzählige Tunnel, einige davon waren schwarze Löcher, denn sie waren eröffnet worden, bevor jemand die Beleuchtung installieren konnte. Immer wieder musste ich meine Windschutzscheibe mit Wasser reinigen; die vielen Lastwagen, die schweres Material auf den provisorischen Wegen transportieren, wirbelten gehörig Staub auf. Alles unterhalb der Hangstraße wird irgendwann unter der Wasseroberfläche verschwinden. Die Kosten-Nutzen-Rechnung geht so: 16000 Menschen müssen ihre Heimat verlassen, damit 750000 Haushalte Strom bekommen.

Buchstäblich verdammt wird die Region von diesen Dämmen, zwölf, vierzehn, vielleicht sogar neunzehn davon sollen hier entstehen, so genau hat es die

Regierung bislang nicht verraten. Einige dieser hässlichen Betonwalle sind schon in Betrieb, wie jener in Artvin. Bis zum Jahr 2019 sollen sie zusammen ein Zehntel des Strombedarfs der Türkei erzeugen. Die Regierung will damit die Abhängigkeit vom Ausland reduzieren. Die Hälfte der Elektrizität liefern derzeit Kraftwerke, die mit teuer importiertem Erdgas befeuert werden. Der Rohstoff stammt zur Gänze aus dem Ausland, wie auch die meiste Steinkohle und das Erdöl, denn im Boden der Türkei liegt nur wenig fossiles Material.

Das Land ist durstig nach Energie. In vielen Städten wird einem gelegentlich ein paar Minuten lang der Saft abgedreht, damit sich das Netz wieder beruhigen kann. Also setzt Tayyip Erdoǵan, der Regierungschef eines der erdbebengefahrdetsten Länder der Welt, künftig sogar auf Atomkraft und hat drei Reaktoren in Auftrag gegeben. Das erste Kraftwerk sollen die Russen in Akkuyu an der südlichen Mittelmeerküste bauen. Ein anderes ist im Westen geplant und das dritte soll in Sinop für 22 Milliarden US-Dollar gebaut werden, an der Schwarzmeerküste, ziemlich genau auf halber Strecke zwischen Istanbul und Rize.

Den Atommüll, so heißt es zumindest offiziell, würden die Russen nehmen, doch so wirklich glauben wollen das die wenigsten. Obwohl es noch Jahre dauern wird, bis der erste Atomstrom durch die Leitungen fließt, gab der Energieminister im Sommer 2011 absurderweise schon einen möglichen Ausstiegstermin bekannt: »Sie können es so niederschreiben. Wir planen die Schließung unserer Kernkraftwerke für das Jahr 2071. Zum tausendsten Jahrestag der Schlacht von Manzikert.« Damals drangen die Seldschuken in diesen ostanatolischen Ort vor und konnten die Byzantiner davonjagen. Für viele Türken ist dieser Sieg so etwas wie der Geburtstag ihres Volkes.

Die einzige nennenswerte Ressource, von der die Türkei mehr als genug hat, ist Wasser. Es gibt kaum einen großen Fluss, der noch nicht aufgestaut ist. Der weltberühmte Euphrat fließt schon seit Jahren zum Atatürk-Staudamm im Süden des Landes; der nicht weniger bekannte Tigris soll, so der Plan, den Ilisu-Damm füllen. Und selbst die Bächlein werden wohl bald drankommen. In den nächsten dreieig Jahren brauche das Land nämlich noch weitere siebenhundertdreieig Staudämme, hatte das staatliche Wasseramt vor ein paar Jahren errechnet.

Der Fluss, um den es in der Provinz Artvin geht, ist besonders begehrt, denn er ist einer der schnellsten der Welt. Der oruh entspringt auf 3225 Metern Höhe in den Mescit-Bergen bei Erzurum, fließt westwärts nach Bayburt und von dort weiter nach Artvin, überquert die Grenze zu Georgien und mündet bei Batumi, nach einer 376 Kilometer langen Reise, schlussendlich ins Schwarze Meer. Im Mai, wenn der Schnee schmilzt, donnert das Wasser so laut zu Tal, dass man es durch die geschlossenen Fenster rauschen hört. Rafting-Sportler aus aller Welt pilgern deshalb nach Yusufeli. Sie suchen die abenteuerlichen Stromschnellen, die es in ein paar Jahren nicht mehr geben wird: »Das Miststuck« oder »Lava East«, »House Rock« oder »die Stromschnelle des Ministers«, die so benannt wurde, weil 1991 der Tourismusminister dort ins Wasser fiel.

Ich laufe zurück ins Stadtzentrum und frage einen Kioskbesitzer, bei dem ich ein paar Bananen und eine Flasche Wasser kaufe, nach den neuen Wohnungen. »Ja,

die sind schön«, sagt er stolz. Wie sich in unserem weiteren Gespräch herausstellt, gehören ihm auch welche. Er nimmt einen Taschenrechner zur Hand, tippt hektisch auf den Tasten herum und zeigt mir das Display: »90000«. »Das ist der Lira-Preis für eine Standardwohnung«, erklärt er. Der Mann strahlt. Dann tippt er wieder herum. Auf dem Gerät steht nun ein deutlich geringerer Betrag: »55000«, die Summe, die er für sein kleinstes Apartment haben möchte. »Und was ist mit Super-Lux?«, frage ich ihn. Also möbliert, mit großem Fernseher, Klimaanlage, Matratze und Couch. Seine Finger klopfen wieder auf die Tasten: »120 000 Lira«.

Er schaut mich neugierig an. Vielleicht sehe ich ja tatsächlich wie jemand aus, der verrückt genug ist, bei diesem Angebot zuzuschlagen. Ich will wissen, warum der Mann sein Geld in diesem Projekt versenkt. »Die Bauarbeiten an dem Damm haben schon begonnen«, sagt er. Da kämen Hunderte Arbeiter in die Gegend, die mehrere Jahre blieben. »Die brauchen eine Wohnung.« Auch viele andere Unternehmen, die mit dem Staudamm-Projekt zu tun hätten, suchten nach Wohnraum, »Ticara«, sagt er, Geschäfte. Der Mann spricht so abgeklärt, als hätte er tatsächlich einen Plan: »Die Regierung muss uns ja auch ein neues Dorf bauen«, sagt er. »Auch diese Arbeiter müssen irgendwo unterkommen.«

So richtig auf das Komma durchkalkuliert ist das alles wohl nicht. Aber es kommt zumindest schnell Bares herein, und das ist wichtig. Außerdem ist lange Planung sowieso eher was für die Deutschen. Die Leute in Yusufeli leben von Tag zu Tag, fünf Jahre sind dann eine gefühlte Ewigkeit, und sie setzen Risiko mit Schicksal gleich, und darüber weiß schließlich nur einer Bescheid, nämlich Gott.

Yusufeli war bis in die 1950er-Jahre nicht viel mehr als eine Ansammlung von Hütten. Während der Wintermonate war das Dorf oft wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten, weil die Straßen noch besonders übel waren und nicht geräumt wurden, für wen auch, ein Auto hatte damals niemand. Bekannt war die Region eigentlich nur für eines: Bullen-Wrestling. Niemand weiß genau, wer später auf die Idee kam, daraus sogar ein großes Festival zu machen, aber man erzählt sich, dass die Stiere über den Winter mieslaunig wurden, weil sie sich in ihren engen Ställen eingesperrt fühlten. Im Frühjahr, wenn sie auf die Almen durften, ließen die Stiere ihren Frust ab und legten die Hackordnung neu fest. Ein Mann im Dorf sagte mir, dass manchmal auch Tiere dabei starben, denn die Almen sind sehr steil und steinig. Ein toter Stier war ein großer Kapitalverlust. »Also ließ man die Tiere auf einer flachen Ebene gegeneinander antreten und sich austoben, damit sie oben auf den Almen ruhig waren«, erklärte mir der Mann. Die Stierkämpfe sprachen sich schnell herum, immer mehr Leute kamen, und die Sache wurde zum Event.

An diesem Nachmittag im Januar sehen die Berge aus, als hätte sie jemand mit Puderzucker bestäubt. Auf den Dächern der Moscheen liegt Schnee. Es ist ein eigenartiges Bild; die meisten islamischen Länder kennen ja keinen richtigen Winter, sondern Hitze und Wüste. Im Frühjahr, wenn die Natur in Yusufeli außer sich gerät und die Bienen nicht wissen, welche Blüte sie zuerst bestäuben sollen, würde ich beim Anschalten des Fernsehers wohl ein schlechtes Gewissen kriegen. Dann würde ich jedenfalls gerne, zumindest für zwei, drei Minuten auf Strom verzichten, um das alles in dieser Vielfalt zu erhalten.

Der World Wild Fund for Nature (WWF) stuft die Gegend um Yusufeli als »höchst schützenswert« ein. Hier wachsen 104 bedrohte Pflanzenarten, von denen 67 nur in der Türkei vorkommen. Kaum vorstellbar, dass die gewaltigen Staudämme einer Umweltverträglichkeitsprüfung standhalten würden. Aber die brauche man nicht, behaupten die türkischen Behörden, denn gemäß den Gesetzen ist so etwas nur für Projekte nötig, die nach 1990 geplant wurden. Erste Ideen und Skizzen, um aus dem Çoruh-Fluss eine riesengroße Strom-Batterie zu machen, gab es aber schon in den 1970er-Jahren. Außerdem hat der Regierungschef eine ganz andere Vision von seinem Land, die nichts mit bunten Schmetterlingen und Lachsen zu tun hat. »Ich würde sogar eine Moschee abreißen lassen, wenn sie einer Autobahn im Weg steht«, polterte Tayyip Erdoğan neulich.

Ob er sich das auch bei einer Kirche trauen würde? Dass die Bagger die Gegend nicht komplett umgraben und niederwalzen, hängt wohl genau damit zusammen. Denn sobald sich Muslime an Kirchen heranmachen, wird die westliche Welt hellhörig. Und Kirchen gibt es hier im Umkreis von achtzig Kilometern sehr viele. Uralte christliche Gotteshäuser, geflutet und damit für immer verloren, würden es prominent in die Nachrichten schaffen und womöglich mächtige Regierungschefs alarmieren.

Dass in dieser verwegenen Bergwelt überhaupt Kirchen stehen, hat mit einem georgischen König zu tun, der im Jahr 813 über ein kleines Reich herrschte, welches Tao-Klardschetien hieß. Auch die Gegend um Yusufeli gehörte damals dazu. Siebenhundert Jahre lang lebten dort Christen. Ob es damals überhaupt so viele Menschen gab, dass man die vielen Kirchenbänke einigermaßen füllen konnte, bezweifle ich. Manche Historiker behaupten, dass sich die Kreuzritter einige architektonische Feinheiten notierten und diese Elemente später in den gotischen Kirchenstil einfließen. Erst im Jahr 1551 schafften es die Osmanen, die Gegend einzunehmen. Sie wandelten die Kirchen in Moscheen um, was ironischerweise dazu beitrug, dass manche von ihnen heute noch gut erhalten sind.

Ich möchte nach Altıparmak fahren, wo eine besonders gut erhaltene Kirche von damals steht. Kurz hinter Yusufeli warnen mich Straßenschilder, dass der dreißig Kilometer lange Weg, der vor mir liegt, Nervenkitzel bedeutet: Er ist schmal, rutschig und schlaglöchrig. Leitplanken wären an einigen Stellen eine durchaus sinnvolle Investition, denn wer über den Fahrbahnrand kommt, fällt tief. Ich fahre an einem neuen Fußballplatz vorbei, der weit vom Dorf abgelegen ist und vermutlich nur aus taktischen Gründen direkt neben den Bach gesetzt wurde. An einem Hang sehe ich farbige Bienenkästen. Honig ist in der Region wie flüssiges Gold. In den Kaçkar-Alpen bei Rize, also auf der anderen Bergseite, gibt es die Alm Anzer, die auf gut 2200 Metern am Çoruh-Fluss liegt. Von Juni bis August schwärmen die Bienen aus und bestäuben Weißklee, Hedysarum, Esparsetten und Ericaceen. Edlen Nektar bringen sie daraus zurück, aus dem die Imker einen der teuersten Blütenhonige der Welt schleudern. Um die dreihundert Euro kostet ein halbes Kilo. Angeblich, so erzählen es die Einheimischen, soll die süße, dunkelgelbe Masse Entzündungen, Arthrose und sogar Krebs heilen können.

Dutzende Kilometer weit vor mir sehe ich das dick verschneite Kaçkar-Massiv. Die

Häuser sind hier aus Holz gezimmert und haben spitze Dächer, damit sie von der Schneelast nicht erdrückt werden. Die Wege zu den Häusern, die oft über steile Hänge führen, sind unter dem kniehohen Weiß nicht mehr zu sehen. Viele Dorfbewohner benutzen einen Flaschenzug, manche sogar einen Seilzug mit Motor, um schwere Waren zum Haus zu transportieren. Die Straße schlängelt sich an Felsmassiven entlang und ist oft so schmal, dass gerade einmal ein Auto Platz hat. Ich bin jetzt seit einer Stunde unterwegs und mir sind gerade einmal ein Minibus, ein Krankenwagen und ein alter Audi entgegengekommen. Bei mehr Verkehr wäre diese Fahrt ein Alptraum.

Auf den letzten fünf Kilometern vor Altıparmak wird die Straße eisiger. Wenn ich jetzt anhalten müsste, käme ich womöglich nicht mehr vom Fleck weg und müsste die Schneeketten montieren, die ich sicherheitshalber im Kofferraum habe. Die Gegend wird zunehmend menschenleer. Ein Mann, der auf seinem Schlitten Heuballen geladen hat, kommt mir entgegen. Er bleibt stehen und zündet sich eine Zigarette an. Ein paar Hundert Meter später sehe ich ein grünes Schild am Straßenrand: »Barhal Manastiri«.

Barhal ist der alte Name von Altıparmak. Es ist gar nicht so einfach, mein Auto so zu parken, dass ich später wieder aus dem Schnee herauskommen werde. Parkplätze gibt es hier nicht. Ich folge ein paar Fußspuren und stapfe einen gut hundert Meter langen Pfad hoch. Vor der Kirche steht ein Verwaltungsgebäude, an dem ein Basketballkorb hängt. Vor dessen Eingang gibt es einen überdachten Vorbau, mit sechs kleinen Stein-Hockern und Wasserhähnen, für die rituelle Waschung vor dem Gebet. Die Kirche, die aus dem 10. Jahrhundert stammt, dient heute als Moschee. Abgewetzte Teppiche liegen auf dem Boden des eiskalten Innenraums, der Verputz bröckelt, die Wände sind hüfthoch mit blauer Farbe angemalt. Draußen neben dem Eingang sehe ich einen Verschlag, in dem das Holz zum Heizen liegt. Zweistellige Minusgrade sind hier im Winter keine Seltenheit.

Ein Mann fegt den Boden in der Moschee. Er trägt blaue Plastikschuhe, wie man sie aus Schwimmbädern kennt. Er stapft damit durch den Schnee. Ob es denn hier ein Teehaus gibt, will ich von ihm wissen. »Kapalı«, sagt er nur, »geschlossen«. Im Winter sei in dem Dorf alles geschlossen.

Was ich hier machen würde, fragt er mich. Touristen kämen im Winter nur selten. Früher, sagt er, und meint damit die 1960er-Jahre, seien Leute aus Deutschland und Italien busweise hergekommen. »Irgendwann hörte das auf.«

Ich erzähle ihm, davon gehört zu haben, dass zwei Russen hier nach Schmetterlingen suchten.

»Da waren noch ganz andere Diebe hier!«, brummt der Mann.

Zwei Holländer waren an der bulgarischen Grenze gestoppt worden und hatten Tausende Samen und Tulpenzwiebeln dabei. Es war der größte Pflanzenschmuggel in der Geschichte der Türkei. Die Botaniker zählten insgesamt 5236 Samen, die von den Holländern in Töpfen verstaut worden waren. Sogar an die sechzig *Adıyaman Lalesi* waren dabei, eine sehr seltene Pflanzenart, die aussieht wie eine umgedrehte Tulpe, weil die Blüte nach unten wächst. Man findet sie nur in wenigen Gegenden Ostanatoliens.

Die Holländer waren nicht weit von hier unterwegs gewesen, im Gebiet Kafkasör bei Artvin, wo sie von Studenten gesehen wurden. „

»Seitdem wird jeder Fremde hier noch genauer beobachtet«, sagt mir der Mann und entschuldigt sich, dass er mir keinen Tee anbieten kann. Er schaut zum Himmel, zu den Wolken und zum Nebel, der langsam heraufzieht. Ich deute dies als Warnung. Bei schlechter Sicht würde die Fahrt über das Bergsträßchen zum Höllenritt werden.

Da es noch früh am Nachmittag ist, fahre ich ins Dorf Ishan. Das Wort stammt aus dem Georgischen und bedeutet Prinz. Die Straße windet sich zehn Kilometer auf einen Berg hoch. Die kleinen Häuser in dem Dorf sind gepflegt. Wäre es Frühling, würden die Bäume in den Gärten blühen. Mist liegt vor den Ställen aus Holz auf einem Haufen und klebt auf den Straßen. Die Menschen sitzen vor ihren Häusern, trinken Tee und sehen mir dabei zu, wie ich mein Auto vor der Kirche parke. Es ist so ruhig im Dorf, dass ich mir selber fast einen Schrecken einjage, als ich die Fahrertür zuschlage. Das Kloster hat einen runden Kirchturm, auf den ein kegelförmiges Dach gesetzt wurde. Hübsch sieht es aus, mit den warmen Erdtönen der Fassade, die mit der Landschaft harmonieren. Man will hier gar nicht mehr weg, wenn man sie doch nur ins Auto packen und mitnehmen könnte, die Stille und die frische Luft, die meinen Lungen nach den letzten Monaten in Istanbul gut tut.

Später am Abend, in Yusufeli, übermannt mich die Wehmut. Es ist ein komisches Gefühl, in einem Ort zu sein, den es bald nicht mehr geben wird, in einem Teehaus zu sitzen, das versunken sein wird, und in einem Hotel zu schlafen, in dem sich in ein paar Jahren Fische einnisten werden. Auch von den Kirchen wird es wohl einige erwischen, selbst wenn die Regierung versichert, dass nur eine einzige geflutet werden wird, nämlich im Nachbardorf Tekkale.

Ich habe mir die E-Mail-Adresse von Bünyamin notiert, dem Juniorchef des Hotels. Wir haben vereinbart, dass ich ihn nach dem Mai 2018 kontaktieren werde und wir uns noch einmal sprechen – dann also, wenn Yusufeli untergegangen sein wird.

Dem Nordpol entgegen

Gavin Francis



Gavin Francis, 1975 in Fife in Schottland geboren, ist praktizierender Arzt und zugleich Weltreisender und Reiseschriftsteller. Nach seiner Approbation arbeitete er in Afrika und Indien und erkundete auf ausgedehnten Reisen alle Kontinente. Sein Buch »Empire Antarctica«, 2013 mit dem Scottish Book Award ausgezeichnet und im DuMont Reiseverlag auf Deutsch erschienen, dokumentiert seine Zeit als Arzt in einer britischen Forschungsstation in der Antarktis. Im vorliegenden Band »Dem Nordpol entgegen« beschreibt er seine Expeditionen in die europäische Arktis.

Dem Nordpol entgegen
von Gavin Francis
übersetzt von Sebastian Vogel
Paperback, ca. 350 Seiten
eISBN 978-3-7701-9955-6
Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Erscheint Oktober 2014 auch als E-Book

Auf hohen Breitengraden unterwegs

Seit jeher übt die raue, karge Schönheit der europäischen Arktis auf Entdecker und Abenteurer eine magische Anziehungskraft aus. So geht es auch dem gebürtigen Schotten Gavin Francis, der sich auf eine mehrmonatige Reise zu den nördlichsten Außenposten Europas begibt. Sie beginnt auf den Shetlandinseln und führt ihn über die Färöer, Island und Grönland schließlich nach Spitzbergen und Lappland. Mit den Menschen, die in den einsamen und von weiterer Entvölkerung bedrohten Landschaften verwurzelt sind, spricht er über ihr Leben unter den extremen Umweltbedingungen, ihre Zukunftssorgen und Hoffnungen, über Klimaveränderung und das geopolitische Gerangel um die Bodenschätze der Arktis. Zugleich sucht er nach Spuren der Geschichte, geht Mythen und Sagen nach und nimmt den Faden von arktischen Expeditionsforschern wieder auf: Die Zeit der irischen Mönche, die sich auf Missionierungsreisen zu den entlegenen Inseln begaben, der Wikinger und Walfänger sowie wagemutiger Seefahrer, die Schiffspassagen durch das Eis der arktischen Gewässer suchten, wird wieder lebendig. Mit seiner spannenden Mischung aus Reisebericht, Geschichte und Mythologie zeichnet Gavin Francis ein einzigartiges Panorama der nördlichsten Vorposten Europas.

GAVIN FRANCIS DEM NORDPOL ENTGEGEN

*Unterwegs im
arktischen Europa*



DUMONT

SHETLAND

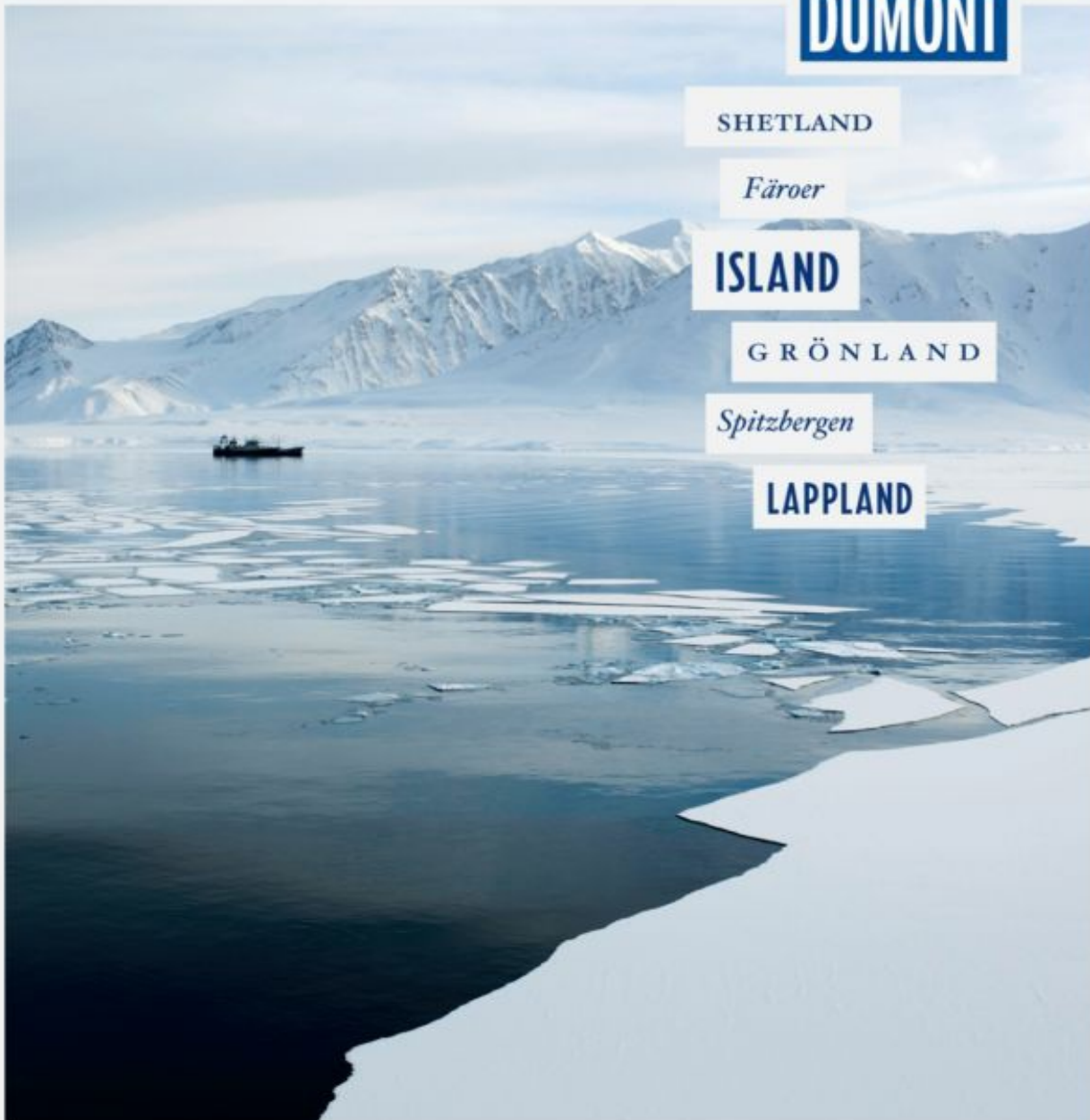
Färøer

ISLAND

GRÖNLAND

Spitzbergen

LAPPLAND



Die Färöer - Eine Wüste im Ozean

Um zwei Uhr morgens ging ich endlich an Bord der Fähre »Norrøna«, die regelmäßig durch das Meer zwischen Dänemark, Norwegen und Island pflügt. Man hatte mich gewarnt: Eine leichte Überfahrt würde es nicht werden. In der Wettervorhersage war zwar von Windstille die Rede, aber einmal im Jahr reisen die Schüler der Färöer Oberschule mit der Fähre nach Dänemark und wieder zurück, um sich einem Alkoholexzess hinzugeben, wie er in diesem Ausmaß wohl nur skandinavischen Teenagern in den Sinn kommen kann. Als die Fähre auf den Shetlandinseln eintraf, hatten sie bereits seit zwölf Stunden getrunken, und es sah so aus, als wollten sie die ganze Nacht weitermachen. Von der Gangway stolperte ich in ein alkoholisiertes Chaos. Blonde Teenagermädchen kotzten sich auf dem Deck die Seele aus dem Leib. Picklige junge Männer standen in Pulks zusammen, rauchten und kippten gegen die Wände. Als ich mir zwischen triefäugigen Jugendlichen mit Bierdosen in den Händen den Weg zum Informationsschalter gebahnt hatte, stellte ich fest, dass dort nicht nur Informationen bereitgehalten wurden, sondern auch Großhandelsmengen von Kopfschmerzmedikamenten und Kondomen.

Schließlich fand ich fünf Decks tiefer, im Bauch des Schiffes direkt über dem Kiel, zu den Kabinen, Räumen ohne Schlösser mit jeweils neun Kojen. Zwischen gestapelten Rucksäcken und weggeworfener Unterwäsche machte ich eine freie Liege aus, auf der ich meinen Schlafsack ausrollen konnte.

Am nächsten Morgen stand ich an Deck an der Reling und sah zu, wie die Inseln allmählich über den Horizont stiegen. Im Vergleich zu den sanft geschwungenen Shetlands schienen sie geradezu furchterregend steil, und ich fragte mich, ob ich überhaupt eine ausreichend große ebene Fläche finden würde, um mein Zelt aufzuschlagen. Ich hatte vor, die Inseln per Anhalter und mit dem Zelt zu erkunden, das Gespräch mit den Einheimischen zu suchen und herauszubekommen, was sie über ihre Geschichte wussten. Ich wollte die Landschaft sehen, auf Berge klettern und an Stränden entlanglaufen sowie etwas über die irischen Mönche erfahren, die angeblich vor fünfzehn Jahrhunderten diese Inseln entdeckt und ihnen Namen gegeben hatten. Die Färöer wurden auch lange Zeit von den Wikingern geprägt und sind bis heute von einer skandinavischen Bevölkerungsgruppe bewohnt. Ich hoffte, dass diese starke Kultur nicht alle Spuren der früheren Bewohner hinweggefegt hatte.

Die »Norrøna« bog in eine große, nach Süden offene Bucht ein und lief den Hafen von Tórshavn, der Hauptstadt der Färöer, an. Vom Deck I aus sah ich die Schlangen der Autos, die auf die Verladung zum nächsten Anlaufhafen in Island warteten. Inmitten der Personenwagen stand ein Doppeldeckerbus, auf dessen Seite in halbmeterhohen Buchstaben die Aufschrift »Jesus liebt dich« prangte. Sobald das Schiff vertäut und die Gangway heruntergelassen war, steuerte ich darauf zu.

Der Fahrer des Busses war ein trockener Alkoholiker, der von der Heilsarmee errettet worden war und sein Leben der Aufgabe geweiht hatte, das Wort Gottes zu verkünden. Die Lider über den blauen Augen des schwächlichen Mannes schienen sich nicht zu bewegen, und in seinen weißen Haaren hing der gelbliche Farbton von Zigarettenrauch. Er habe mehr als zwanzig Jahre auf den Britischen Inseln gepredigt, erzählte er mir, und heiße jetzt Bruder Clifford. Er war weder zum Priester geweiht noch gehörte er einem Mönchsorden an; vielmehr predigte er das Wort Gottes auf besondere Weise, so wie der Herr es ihm vor vielen Jahren nach einem besonders schweren Rückfall seiner Alkoholkrankheit aufgetragen hatte. Er sei auf einer Art Pilgerreise: Das Predigen habe ihn von der Sucht erlöst, und das wolle er der Welt verkünden. Die Färöer waren sein erstes Predigtamt im Ausland. Ich frage ihn, was er als Nächstes vorhabe; er hielt kurz inne, bevor er erwiderte: »Heimgehen zum Herrn. Wie wir alle.« Anschließend erklärte mir einer seiner Assistenten im Flüsterton, er sei in Wirklichkeit auf dem Weg nach Island, um dort die »frohe Botschaft« zu verkünden. Auf den kleineren Orkney-, Shetland- und Färöer-Inseln habe man ihn freundlich aufgenommen, und nun wolle er sich an eine größere Aufgabe machen. Mit seiner Pilgerreise quer über den Nordatlantik tue er in gewisser Weise das Gleiche wie die irischen Mönche vor eineinhalb Jahrtausenden. Ich erkundigte mich, was er vom Norden als Ziel einer modernen Pilgerreise halte, aber darauf gab er nur eine ausweichende Antwort. Er wandte den Blick ab, fuhr sich mit den teergefärbten Fingern durch die Haare und sah mich wieder an. »Wissen Sie, über solche Dinge denke ich nicht nach«, sagte er. »Der Herr führt mich, und ich folge ihm.« Sein Assistent bugsierte mich aus dem Bus. Die Autoschlange hatte sich in Bewegung gesetzt. »Es tut mir leid, wir sind ein wenig in Eile. Wir müssen die Fähre erwischen. Haben Sie eine Bibel?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Hier, nehmen Sie.« Er drückte mir eine kleine, in Stoff gebundene Ausgabe des Neuen Testaments und der Psalmen in die Hand. »Ich habe ein paar von meinen Lieblingsstellen angestrichen. Sie sollten nie ohne Bibel in einem fremden Land auf Reisen gehen.«

Ich bedankte mich und trat von dem Bus zurück. Mit einem Zischen schloss sich die Tür, und Bruder Clifford stieg auf den Fahrersitz. Als er anfuhr, verriet sein Gesichtsausdruck die tiefe Überzeugung und das Wissen darum, dass es da draußen noch schrecklich viele Seelen zu retten gab.

Tórshavn wirkt wie ein zu stark gewuchertes Dorf. Seine Straßen mit den leuchtend bunten Häusern klettern vom Hafen an den Hügeln hinauf wie verspritzte Farbe in einer Landschaft, die sie kaum zu ertragen scheint. Nicht weit vom Ortszentrum grasen Schafe neben Verkehrsampeln und Pizzabuden. Die Berge erheben sich rund um die Bucht unmittelbar aus dem Meer und sehen aus, als könnten sie die Spuren einer tausendjährigen Besiedelung an einem Nachmittag abschütteln. Die Inseln liegen inmitten der Wettersysteme, die vom Golfstrom angetrieben werden,

und sind während eines großen Teils des Jahres in düsteren Nebel gehüllt. Der Winter ist zwar mild, aber die atlantischen Tiefdruckgebiete kreisen zu allen Jahreszeiten über dem Archipel. Die Unwetter sind legendär.

Ich ging vom Fähranleger hinauf zu einer Festung. Die Dänen hatten sie vor mehr als dreihundert Jahren errichtet, um ihre Interessen gegen baskische Piraten zu verteidigen. Die alten Messingkanonen zielen heute auf russische Fischerboote und Passagierfähren, die über die Bucht hin und her dampfen. Neben der Befestigungsanlage hatte eine Gruppe von Jungen ein Spatzennest gefunden. Sie schossen mit einer Luftpistole, quiekten vor Lachen und warfen sich gegenseitig den jungen Vogel zu. Er schrie und versuchte von ihnen wegzuflattern, aber er war noch nicht ganz flügge, und bald darauf verstummte er. Als sie sich überzeugt hatten, dass er tot war, liefen sie lärmend in Richtung der Stadt davon.

Ich lag oberhalb der Bucht auf dem Rücken im Gras und schlug eine Übersetzung der »Navigatio Sancti Brendani Abbatis« auf, der »Reise des Abtes Sankt Brendan«. Das Buch war im 8. Jahrhundert auf Lateinisch verfasst worden, handelte aber von Ereignissen, die sich zweihundert Jahre früher abgespielt hatten. Der Bericht, der unter Fachleuten häufig einfach als »Navigatio« bezeichnet wird, ist eines der ungewöhnlichsten Beispiele für frühmittelalterliche Literatur und für die Erkundung des Nordatlantiks. Er enthält auch die erste schriftliche Erwähnung der Färöer. Das Werk entspringt der keltischen Tradition der Imram oder magischen Reise, ist aber auch reich an Tatsachenschilderungen und geographischen Details. Anscheinend segelte Brendan irgendwann zu Beginn des 6. Jahrhunderts über den Nordatlantik. Nach Ansicht mancher Fachleute gelangte er sogar bis nach Nordamerika; die Beschreibungen in der »Navigatio« weisen darauf hin, dass er mindestens bis nach Island kam. Ich wusste, dass es schwierig sein würde, auf einer Reise über die Färöer die in der »Navigatio« erwähnten Orte genau mit heutigen geographischen Punkten in Verbindung zu bringen, aber ich war optimistisch, dass ich zumindest einige Zusammenhänge herstellen konnte. Neben anderen Hinweisen findet sich in dem Buch die Beschreibung einer Insel, bei der es sich mit ziemlicher Sicherheit um Mykines handelt, eines der kleinsten und am weitesten westlich gelegenen Eilande des Archipels; ich wollte mich bemühen, dorthin zu fahren. Die Namen zweier weiterer Inseln, der Dímuns, sind etymologisch nicht mit dem Altnordischen, sondern mit dem Altirischen verwandt. Und in einem Tal im Norden der Inseln fand man Spuren von Hafer der gleichen Art, die auch von den Iren im Mittelalter angebaut wurde; Landwirtschaft gab es hier also bereits Jahrhunderte vor dem Eintreffen der Wikinger. (...)

Mit eisernen Werkzeugen bauten Brendan und seine Kameraden ein *coracle*. Spanten und Rahmen waren aus Holz, wie es in jenen Gegenden üblich ist, und der Überzug war aus gegerbter Ochsenhaut, die über Eichenrinde gedehnt wurde. Alle Säume auf der Außenseite bestrichen sie mit Fett, und im Inneren des *Coracle* verstauten sie Reservehäute zusammen mit Verpflegung für vierzig Tage, Fett zum Abdichten der Häute, Werkzeugen und Gerätschaften. Ein Mast, ein Segel und verschiedene Ausrüstungsgegenstände zum Steuern wurden in das Fahrzeug

eingebaut; dann befahl Brendan seinen Brüdern im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, an Bord zu gehen.

Die »Navigatio« berichtet so detailliert darüber, wie Brendan sein Boot baute, dass der Schriftsteller und Entdecker Tim Severin daraus 1976 die Anregung bezog, die Reise nachzuvollziehen. (...)

Auf den Färöern ging Severin zuerst auf Mykines an Land, der Insel, die Brendan wegen der vielen Möwen und Alken, die dort nisteten, als »Vogelparadies« bezeichnet hatte. Er schildert, wie er das *coracle* durch Schwärme von Vögeln steuerte, die im Wasser rund um die Klippen nach Nahrung suchten. Außerdem nahm er auf den Färöern ein weiteres Besatzungsmitglied an Bord: Tronður Patursson, dessen Fähigkeiten, sich im Sturm und den reißenden Gezeitenströmern auf der Inselgruppe zu orientieren, später unschätzbar wertvoll werden sollten. (Auf Severins späterer »Jason-Reise« bewies Tronður, dass er auch ein guter Argonaut war.) Im Spätsommer kamen sie nach Island, und nachdem sie dort das Boot überwintert hatten, kehrten sie im Frühjahr zurück, um die Reise zu vollenden: Jetzt ging es über Grönland und durch die Eisfelder der Davis-Straße bis zur Landung in Neufundland.

Bevor Severin bewiesen hatte, dass eine solche Reise möglich ist, hatte man daran gezweifelt, dass es sich bei Brendans »Land der Verheißung der Heiligen« tatsächlich um Nordamerika handelte. Man nahm an, ein derart zerbrechliches Boot müsse auf der monatelangen Seereise oder während der Fahrt durch das Packeis, das aus der Arktis nach Süden treibt, zu Bruch gehen. Severins Fahrzeug wurde irgendwann tatsächlich vom Eis leck geschlagen, aber mit einfachem Material gelang es ihm und Tronður, das Loch nahezu sofort wieder abzudichten; die »Navigatio« berichtet, Brendan habe Ersatzhäute mitgeführt, um Reparaturen vornehmen zu können. Severins Erfolg gab den Anlass zu einer neuen Bewertung der Legende und verschaffte ihm große Berühmtheit...

... Nicht weit vom Strand stand eine Gruppe traditioneller Holzhäuser. Im Hinterhof scharren Hühner und Gänse; die Vögel protestierten lautstark, als ich mitten zwischen ihnen hindurchging. Ich klopfte an eine Tür und trat ein. Das Haus war restauriert worden und zeigte eine traditionelle Wohnung, wie sie auf den Färöern vor rund hundert Jahren ausgesehen hatte. Drinnen war es dunkel und roch nach Kiefern und Rauch. Der Museumswärter saß an einem ehemaligen Küchentisch, der mit Messerkerben aus vielen Jahrzehnten gezeichnet war. Er nickte und machte eine Handbewegung in Richtung meiner Stiefel; ich begriff, dass ich sie ausziehen und an der Tür lassen sollte. Durch das Fenster fiel Licht herein, zeichnete die Linien in seinem Gesicht wie ein Relief nach und ließ in seinen weißen Haaren einen silbernen Rand aufleuchten.

»Vielleicht können Sie mir helfen«, sagte ich. »Ich habe gehört, hier auf den Färöern hätten irische Mönche gelebt, bevor die Wikinger kamen, und ich wüsste

gern, ob von ihnen noch irgendwelche Spuren vorhanden sind. In dem anderen Museum hat mir jemand gesagt, Sie könnten das wissen.« Darauf trat eine lange Pause ein. Aus dem Nachbarzimmer hörte ich das laute Ticken einer Standuhr.

»Ja, ja, Sie haben ganz recht«, sagte er schließlich. »Hier waren Iren. Sie haben vielleicht sogar mit den Norwegern zusammengelebt und sich mit ihnen verheiratet, nachdem sie gekommen waren.«

»Und das Buch, die Reise des Heiligen Brendan, kennen Sie das?«, wollte ich wissen.

»Natürlich.«

»Weiß man etwas darüber, wohin er hier auf den Färöern gegangen ist?«

»Nicht viel, nicht viel, da müssen wir ein bisschen raten. Haben Sie eine Landkarte?«

Ich holte meine Karte heraus und legte sie auf den Tisch. »Hier, sehen Sie diese Stelle?« Er deutete auf eine kleine Bucht mit der Beschriftung »Brandans vik«.

»'Brendans Bucht'; 'vik' bedeutet 'Bucht' wie in 'vik-inger'. So haben sie sich selbst genannt, weil sie in Buchten geraubt und gestohlen haben.« Er seufzte, als wollte er die Gewalttaten seiner Vorfahren ein wenig missbilligen. »Brendans Bucht. Also war er vielleicht dort. Ich weiß nicht, vor wie vielen Jahrhunderten man ihr diesen Namen gegeben hat.«

Auf der Landkarte sah ich, dass die Bucht nicht weit von der ältesten Kirche der Inseln und der Ruine einer Kathedrale lag. »Gab es dort eine ältere Kirche vor der heutigen?«, fragte ich, »vielleicht eine alte irische Kapelle, auf der die Nordmänner dann ihre eigene Kirche gebaut haben?«

»Hm, das weiß ich nicht. Entschuldigen Sie mich einen Moment.« Er zog ein Handy aus der Tasche und tippte entschlossen eine Nummer ein, die auf einem zerknüllten Papierfetzen stand. Nach kurzer Pause hörte ich, wie die Verbindung hergestellt wurde, und er begann zu sprechen. Einer Sprache zu lauschen, von der man keine Ahnung hat, ist manchmal so, als würde man eine völlig unbekannte Musikrichtung hören. Das Färöische hat nicht die flachen Vokale des Dänischen; die Konsonanten sind weich und die Vokale rund – sie steigen in den Worten plötzlich auf wie Blasen. Ich erkannte nur wenige Worte: »Brandan«, »Irland«, »Vestmenn«. Er legte auf.

»Das glauben wir nicht. Meines Wissens hat man dort keine Spuren einer Kapelle gefunden. Aber weiter oben gibt es eine Ortschaft, sehen Sie mal hier.« Er zeigte auf die Karte. »Sie heißt Vestmanna. So nennen wir die Iren, die Männer aus dem Westen. Wahrscheinlich haben sie dort gewohnt. Irgendjemand hat eine Studie über das Volk der Färöer gemacht und dabei festgestellt, dass wir genetisch eine Mischung aus Iren und Norwegern sind.«

»Wie hat man das herausgefunden?«, wollte ich wissen.

»Man kann erkennen, ob ein Gen aus der mütterlichen oder der väterlichen Linie stammt, und dabei hat man etwas Seltsames festgestellt. Nach den Genen, die vom Vater kommen, sind wir zu achtzig Prozent Norweger und zu zwanzig Prozent Iren, aber nach denen, die von der Mutter kommen, ist es genau andersherum: Da sind wir zu achtzig Prozent Iren und zu zwanzig Prozent Norweger. Ich glaube, das

haben sie herausgefunden. Niemand weiß, ob es an den Iren liegt, die hier gewohnt haben, oder ob die Wikinger aus Irland Sklaven und Frauen mitgebracht haben, oder ob die irischen Mönche in dieser frühen Zeit Frauen bei sich hatten. Aber interessant ist es trotzdem.«

»Wohin sollte ich gehen, was meinen Sie?«, fragte ich. »Ich möchte die Orte aufsuchen, an denen Brendan vermutlich war.«

»Ach, ganz sicher weiß ich es nicht, aber lassen Sie sich Zeit und besichtigen Sie die Inseln. Wissen Sie, oben im Norden haben wir hier die höchste Klippe Europas, und von dort können Sie eine Menge von den Inseln sehen.« Sein Finger fuhr über die Landkarte. »Und hier ist Mykines und Vágur, dort ist er vermutlich gewesen. Außerdem sollten Sie sich sicher die Kirche bei Brandan's vik ansehen.«

»Und wo hat man die Pollenkörner von dem irischen Hafer entdeckt?« Ich hatte gelesen, man hätte auf den Inseln die Spuren mittelalterlicher Landwirtschaft gefunden.

»Hier, in Tjornuvik.« Er zeigte auf eine andere kleine Bucht. Sie lag am Ende eines langen Bergrückens, der sich wie ein Finger in den arktischen Ozean erstreckte.

»Dort gibt es aber um diese Jahreszeit nichts Besonderes zu sehen, nur noch so ein hübsches kleines Dorf. Im Herbst kann man zum Stakksdagur hingehen; an dem Tag fangen sie an, die Schafböcke zu schlachten, die den ganzen Sommer über draußen waren. Aber ich glaube, jetzt gibt es dort für Sie nicht viel Interessantes.«

»Schade, dass ich im Herbst nicht mehr hier bin«, sagte ich. »Sie waren mir eine großartige Hilfe.« Ich ging zur Tür und zog meine Stiefel wieder an. »Ganz herzlichen Dank.«

»Nicht der Rede wert. Viel Spaß bei der Besichtigung unserer Inseln. So etwas gibt es sonst nirgendwo.«

Ich ging zum Hafen hinunter und sah mir die Yachten an. Eine war den langen Weg von Melbourne bis hierher gekommen. Eine andere sah aus, als sei sie zu klein, um dem Nordatlantik die Stirn zu bieten, trug aber eine schwedische Flagge. Ich rief mir ins Gedächtnis, dass Severin bewiesen hatte, was mit einem kleinen Boot möglich ist, und beim zweiten Hinsehen sah sie doch viel komfortabler aus als ein *coracle*.

Es hatte gerade zu regnen begonnen. Ein Mann, der in der Nähe stand, wandte sich zu mir und zeigte auf das Boot. »Wollen Sie es kaufen?«, fragte er. »Es ist zu haben. Das schwedische Mädchen, dem es gehört, hat sich hier in einen Amerikaner verliebt. Sie verkaufen es und wollen sich etwas Größeres zulegen.« Einen kurzen Augenblick lang geriet ich in Versuchung.

»Wissen Sie, wie viel sie dafür haben wollen?«

»Ach, ich glaube, 40000 Kronen«, erwiderte er. Das hörte sich nach einem Schnäppchen an, aber ich entschloss mich, nicht von hier nach Island zu segeln. Ich würde meine Reise nie in einem Jahr abschließen können, wenn ich erst eine Mannschaft finden und mit dem Boot losfahren musste. »Vielleicht ein anderes Mak«, sagte ich zu ihm, »aber ich glaube, ich würde es damit nicht in absehbarer

Zeit nach Hause schaffen, und vermutlich würde ich dabei ums Leben kommen.«

Er lachte. »Wo sind Sie zu Hause?«, wollte er wissen.

»Schottland«, sagte ich.

»Ein Schotte! Und warum sind sie auf unsere regnerischen Inseln gekommen?«

»Naja...« Ich wusste nicht genau, wo ich mit meiner Erklärung beginnen sollte.

»Erzählen Sie es mir doch beim Abendessen«, sagte er. »Wollen Sie mitkommen und meine Frau kennenlernen?«

Peter Hjørleif war färöischer Patriot. Er nahm mich mit dem Auto mit zu seinem Haus, und seine Frau Berlina tischte Roggenbrot, Käse und färöische Marmelade auf. Auch ihre Tochter Elin kam dazu, und wir unterhielten uns über Urlaubsreisen, die wir in Schottland und ganz Europa unternommen hatten. Statt zu fliegen, machten sie lieber Busrundreisen; einerseits waren sie gern unterwegs, andererseits freuten sie sich aber immer wieder, wenn sie zurück auf die Färöer kamen. Peter erzählte mir von seinen Vorfahren: Sein Großvater stammte von der kleinen Insel Hestur und seine Großmutter von dem noch kleineren Koltur; er selbst war auf Sandoy aufgewachsen, einer der Hauptinseln im Süden des Archipels. »Wenn Sie Zeit haben, müssen Sie alle diese Orte besichtigen!«, sagte er. Seine Begeisterung wirkte ansteckend. Er konnte sich noch daran erinnern, wie die Männer von Koltur auf seine Insel herübergekommen waren, um Torf zu stechen, und wie er ihnen dann geholfen hatte, den Torf nachhause zu transportieren; die Gemeinde hatte damals vierzig Einwohner.

»Und wissen Sie, heute ist es nur noch einer.« Er schüttelte den Kopf. »Aber wissen Sie, jeder Färöer hat das Recht auf elektrischem Strom. Deshalb wird dieser eine Mann dafür bezahlt, dass er einen Generator instand hält und betreibt. Den Treibstoff bekommt er umsonst, aber dann muss er wie jeder von uns seine Stromrechnung bezahlen! Wir haben hier auf den Färöern wirklich ein tolles System.«

Er hatte eine Mechanikerlehre gemacht und mit zwanzig Jahren angefangen, auf Fischkuttern im Nordatlantik und drüben in der Davis-Straße als Heizer zu arbeiten. Später war er als Ingenieur zur Handelsmarine gegangen, die in Kopenhagen ansässig war; er erzählte mir, wie er einmal Fracht aus dem amerikanischen Militärstützpunkt Thule in Grönland nach Virginia gebracht hatte, und dann waren sie mit neuer Fracht für die Amerikaner durch den Panamakanal und bis nach Feuerland gefahren.

»Und wir haben nie erfahren, was wir eigentlich für die transportieren mussten.«

An einem Frühlingsnachmittag hatte ein Freund ihm in Kopenhagen anvertraut, es werde Berlina das Herz brechen, wenn sie nie auf die Färöer zurückkehrten. Am nächsten Tag kündigte er und nahm eine Stelle als Lehrer an der Oberschule von Tórshavn an. Berlina musste bei der Erinnerung lächeln und goss mir Tee nach.

»In Tórshavn kann man wunderbar wohnen. Der Ort hat genau die richtige Größe, und alle sind nett. Wir haben hier eine sehr gute Gemeinschaft«, sagte sie. »Es war

die richtige Entscheidung.«

Ich hatte gehört, dass die Gemeinschaft der Färöer immer noch den Walfang praktiziert. Diese Inselbewohner, die sich in so vielerlei Weise auf die moderne Welt eingestellt haben, hängen nach wie vor an einigen ihrer ältesten Traditionen, auch an der Jagd auf Grindwale. Ich fragte Peter danach.

»Du willst etwas über die Grindwale wissen. Was soll ich da sagen...« Er spreizte die Hände auf den Tisch, und auf seinem Gesicht machte sich ein langsames Grinsen breit. »Ich esse gern Wal! Und eines müssen Sie wissen: Walfleisch ist gesund!«

Grindwale, so erklärte er, wandern in Schwärmen. Manchmal geraten sie durcheinander und verirren sich in die Sackgassen der Fjorde, die sich wie Axthiebe tief in die Färöer hinein erstrecken. Wenn ein Grindschwarm gesichtet wird (die Wale und die Jagd auf sie haben den gleichen Namen), geht ein Anruf durch das Dorf, und die Männer laufen zu ihren Booten. Sie bilden hinter dem Schwarm eine Barriere, schneiden den Walen von den Booten aus mit eigens zu diesem Zweck konstruierten Messern in den Rücken und treiben sie damit auf den Strand. Die Wale schlagen im flachen Wasser um sich, während die Männer zwischen ihnen hin und her laufen und sie auf möglichst humane Weise töten, indem sie ihnen schnell den Hals durchschneiden. Das Walfleisch wird in jeder Gemeinde gerecht zwischen allen Bewohnern geteilt; eine kleine Extraportion erhält derjenige, der sie als erster gesichtet hat.

»Einer meiner Vorfahren kam im 18. Jahrhundert als lutherischer Geistlicher aus Dänemark hierher«, fuhr Peter fort. »Damals haben die Leute im Geheimen immer noch den Katholizismus praktiziert, und da er Medizin studiert hatte, bevor er das Priesteramt antrat, rief man ihn eher als Arzt zu Hilfe und nicht als Mann der Kirche.« Zu jener Zeit, so erklärte er, gab es nur einen Arzt, der im Lauf der Jahreszeiten langsam über die Inseln segelte und wanderte; er suchte abwechselnd die einzelnen Siedlungen auf und blieb, bis er jeden Dorfbewohner gesehen hatte. Über diese Besuche wurden peinlich genaue Aufzeichnungen geführt.

»An den Beschreibungen kann man es erkennen: Immer wenn die Bewohner eines Dorfes das Glück hatten, die Grindwale in ihren Fjord zu locken, ging es allen gesundheitlich besser«, sagte er. »Auf den Färöern haben wir ein Sprichwort: 'Ein Mann ohne Messer ist ein Mann ohne Leben!'«

In einem wunderschönen Bildband von Gunnie Moberg und Liv Schei über die Färöer hatte ich gelesen, einer Überlieferung zufolge werde die Jagd keinen Erfolg haben, wenn Frauen oder Geistliche vom Ufer aus zusehen, und beim Zerlegen des Fleisches hätten die Männer ein Lied gesungen, das in der Übersetzung ungefähr so lautet: »Starke Kerle sind wir, den Grind zu töten, ist unsere Freude!« Umweltschützer sagen den Grindwalen aus naheliegenden Gründen eine düstere Zukunft voraus, und die teilautonome Regierung der Färöer wurde immer wieder mit Forderungen konfrontiert, die Jagd zu verbieten. Sie verteidigt sich mit bemerkenswert lapidaren Argumenten: Die Inseln waren seit Jahrhunderten auf das Gemetzel angewiesen, um ihre schlechte Nahrungsversorgung zu ergänzen, und ausländische Regierungen oder liberale Stadtbewohner sollten sich um ihre eigenen

Angelegenheiten kümmern.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählte ich, ich wolle mehr über den Heiligen Brendan erfahren. Sie kannten die Brendan-Reise von Severin und erzählten mir, sie seien mit Tronður Patursson verwandt – er sei der Schwiegervater ihres Sohnes Pauli.

»Du musst dir sein neuestes Buch ansehen«, sagte Peter und holte einen kürzlich erschienenen Bildband mit Gemälden von Tronður. Er war heute, dreißig Jahre nach der Brendan- und Jason-Reise, ein angesehener Künstler. Mehrere Fotos zeigten ihn in verschiedenen Phasen seiner Karriere. Auf einem stand er auf Severins eisverkrustetem Ochsenhaut-*coracle* vor der Küste Kanadas; die Kamera hatte ihn eingefangen, während er gerade eine Harpune auf einen Wal schleuderte. Er sah aus wie ein Mann, der sich in der Zeit ebenso gerne rückwärts wie vorwärts bewegt. Seine Gemälde und Skulpturen hatten vielfältige Stile, waren häufig abstrakt und sagten über seinen Charakter und den der Elemente um ihn herum anscheinend mehr aus als über ihren jeweiligen Gegenstand. Er verfolgt unterschiedliche Ansätze; ich hörte von Lichtinstallationen, die er tief in Tunneln auf den Färöern angebracht hatte, und sah mir Fotos seiner Gemälde und Skulpturen an. Sie wirkten ungezähmt wie das Wetter seiner Inseln, seine Frisur und sein Bart. Ohne den Hintergrund der Inseln, die ihn geprägt hatten, konnte man sich seine Arbeit kaum vorstellen.

»Du musst ihn unbedingt kennenlernen!«, sagte Berlina. »Die Idee hinter deiner Reise würde ihm sehr gefallen.«

»Nein, er ist zur Zeit nicht auf der Insel«, sagte Elin. »Er ist in Dänemark.« Ich war enttäuscht, dass ich nicht einen von nur drei Männern treffen konnte, die wie Brendan in einem kleinen Boot aus Leder über den Nordatlantik gesegelt waren.

Draußen hatte der Regen ein wenig nachgelassen. Peter und Berlina brachten mich an gerahmten Drucken von weiteren Gemälden Tronðurs vorbei zur Tür. Ich gab ihnen meine Adresse in Edinburgh und erklärte, sie seien mir jederzeit willkommen. »Ich werde dich beim Wort nehmen«, lächelte Peter. »Du weißt, dass wir wie Vettern sind, die Schotten und die Färöer. Wir sind alle eine Mischung aus Wikingern und Iren!«

Nachdem ich auf dem Campingplatz übernachtet hatte, schulterte ich am nächsten Morgen wieder meinen Rucksack und wanderte durch die Stadt. Von den Straßen zweigten in unmöglichen Winkeln winzige, steile Gassen ab. Viele Häuser hatten Grasdächer und waren aus Holz, das auf diesen Inseln eine kostbare Handelsware ist. Peter hatte mir erzählt, kein anderes Material halte das Heulen des arktischen Sturmes so gut fern wie Gras. In vielen Restaurants stand Lunda – Papageitaucher – auf der Speisekarte. Ich erkundigte mich, ob ich das Gericht einmal probieren könne, aber man sagte mir, es sei dafür nicht die richtige Jahreszeit. Ich müsse warten, bis die Jungvögel flügge seien, erst dann würden die Inselbewohner vielleicht wieder Vögel fangen. Ob die Sandaale dieses Jahr knapp

sein würden, was sich dann auch auf die Zahl der Papageitaucher auswirkte, wusste niemand. Mir war noch etwas anderes aufgefallen: In einem schlechten Brutjahr fehlte der Vogelkot in den Bergen als Dünger, und das wiederum machte sich bei den Schafen bemerkbar: Sie wogen bis zu fünf Kilo weniger, wenn die Zeit der Schlachtung nahte. Das Gleichgewicht der Natur ist im Nordatlantik offenbar höchst empfindlich.

Von dem Hügel über der Landspitze nahm ich den Weg über eine nackte Hochebene voller Kiesel und Geröll. Im Norden zog der Nebel über den Inseln näher und verbarg die Berge hinter einem hauchdünnen Gespinnst, das sich sanft auf Tórshavn zu bewegte. Im Süden war der Himmel viel klarer. Auf der Bergkuppe angekommen, konnte ich sehen, wie die Sonne die nackten Abhänge der südlichen Inseln in ihr Licht tauchte; die steilen Klippen erhoben sich über einem ruhigen Meer. Die beiden ersten Inseln jenseits der Meerenge heißen Hestur und Koltur, ›Pferd‹ und ›Fohlen‹. Plötzlich konnte ich erkennen, wie sie nebeneinander in westlicher Richtung aus dem Sund heraus zu trotten schienen. Koltur wirkte mehr wie eine unwirkliche Fantasie denn wie eine echte Insel aus Stein und Gras, eine Säule aus Stein, die sich über den Wellen auftürmte. Vor mir führte ein Pfad steil hinunter zur Brendan-Bucht und der alten Kirche von Kirkjubøer.

Das Gotteshaus wurde im 11. Jahrhundert erbaut und sah aus der Ferne wie ein gestrandetes Schiff aus, das an der Küste lag – der Rumpf auf den Kopf gestellt, in Jahrhunderten ausgebleicht. Daneben, im Südosten, erkannte ich die graue Ruine der Kathedrale, die ein paar Jahrhunderte jünger war; nordwestlich lag ein kleiner Hafen.

Als ich unten am Ufer war, konnte ich die ungeheuer dicken Mauern der alten Kirche genauer betrachten: Sie waren weiß getüncht und wurden nur von vier einfachen Fenstern durchbrochen, die über das Meer nach Süden blickten. Drinnen herrschte tiefes Schweigen, das nur gelegentlich durch das Geräusch entfernter Hammerschläge unterbrochen wurde; sie kamen von einem der Fischerboote, die draußen im Hafen vertäut lagen. In einer Glasvitrine unter dem Altar lag ein alter Hirtenstab aus der Zeit, als die Kathedrale ein Bischofssitz war. Man hatte ihn unter der Kathedrale ausgegraben. Darüber hing ein abstraktes Gemälde, auf dem Christus das Wasser beruhigte. Sich vorzustellen, wie viele Generationen von Menschen hier gebetet hatten, war schwierig; von den Mönchen des Mittelalters über alle Epochen der europäischen Geschichte hinweg hatte dieses Gebäude die Grundlage einer Lebensgemeinschaft gebildet, die auf das Meer angewiesen war und allen Grund hatte, den Ozean um Barmherzigkeit zu bitten. Ich stand zwischen den fein geschnitzten hölzernen Kirchenbänken und blickte hinaus auf das Wasser, auf das so viele ängstlich gestarrt und um die Rückkehr geliebter Menschen gebetet hatten. Wenn es auf den Färöern zu Brendans Zeit eine irische Kapelle gegeben hatte, so dachte ich, könnte sie durchaus hier gestanden haben.

Die wenigen Familiennamen auf dem Friedhof erzählten von einer kleinen, eng verbundenen Gemeinde, die ihre Wurzeln in dieser Erde hatte. Viele hießen Patursson. Peter hatte mir erzählt, Tronðurs Familie habe siebzehn Generationen lang in dem Haus mit dem Grasdach gewohnt, von dem man den Friedhof

überblicken konnte. Er selbst hatte das Friedhofstor entworfen und hergestellt. Dazu hatte er ein Kreuz nach dem Vorbild eines alten nordischen Symbols gestaltet, das er in der Nähe auf einem behauenen Stein gefunden hatte; anschließend hatte er es mit einem Stahlrahmen und Einlegearbeiten aus blauem Glas versehen. Wenn die Sonne hoch am Himmel stand, brach und filterte es das Licht, so dass die trockene Erde vom Irisieren des Ozeans gesprenkelt war.

Einen Teil des alten Hauses, die *roykstovan* oder Räucherstube, nutzte die Familie Patursson immer noch, den größten Teil hatte man jedoch in ein Museum umgewandelt. Nachdem ich etwas in die Spendenbox geworfen hatte, spazierte ich durch Zimmer, die aus altem Treibholz gebaut waren, und erhielt eine Ahnung von einem Leben, das die Stürme der Geschichte unverändert überstanden hatte; sein Rhythmus wurde nur von Wind, Meer und den Gezeiten des Nordatlantiks bestimmt. Das Bauwerk wurde vor neunhundert Jahren als Bischofssitz errichtet und ist damit das älteste noch bewohnte Holzhaus Europas. In seinen Ecken standen jetzt Harpunen für den Walfang und Fischereigerätschaften, ein alter Herd und eine Vitrine mit Messern, die den Tod vieler hundert *grind* miterlebt haben mussten ...

Wilde Küste

John Gimlette



John Gimlette, geboren 1963, Londoner und von Beruf Jurist, ist seit seinem 17. Lebensjahr zugleich Weltreisender, Reisejournalist und Autor. Er war vor allem in Südamerika unterwegs und hat dort in mehreren Ländern gelebt. Seine Artikel und Fotografien sind in zahlreichen Magazinen und Zeitungen erschienen. Im Jahr 1997 wurde er mit dem »Shiva Naipaul Prize« für Reiseliteratur ausgezeichnet. »Wild Coast: Travels on South America's Untamed Edge« ist sein viertes Buch. Es gewann 2012 den Literaturpreis »Dolman Travel Book Award«. Mehr unter www.johngimlette.com.

Wilde Küste
von John Gimlette
Übersetzt von Corinna Wieja
Paperback, ca. 420 Seiten
eISBN 978-3-7701-9974-7
Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Erscheint im Oktober 2014 auch als E-Book

Ungezähmtes Land

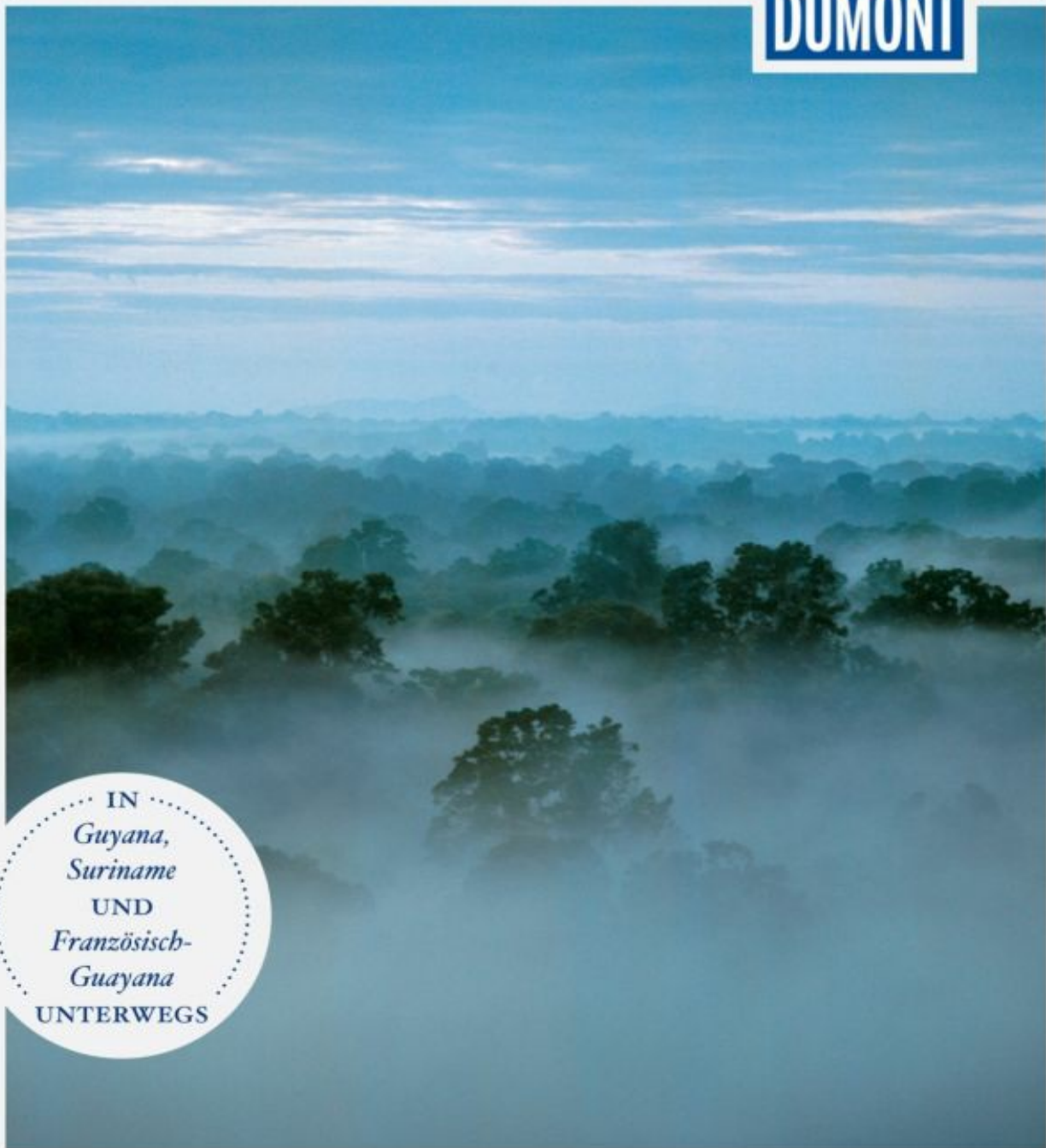
Zwischen Orinoco und Amazonas liegt im Nordosten Südamerikas ein Flecken Erde, der kaum erforscht ist und den kaum jemand kennt. Guyana, Suriname und Französisch-Guiana werden bis heute von Dschungel und Wasser beherrscht. Die frühen Konquistadoren Südamerikas machten einen Bogen um dieses Gebiet, dessen Kolonialgeschichte schließlich Holländer, Briten und Franzosen prägten. John Gimlette begibt sich auf eine Reise entlang der neunhundert Kilometer langen Sumpfküste und durch ihr wildes Hinterland und sammelt dabei verwunderliche Geschichten und Hinweise auf eine erstaunliche Vergangenheit ein. Er stößt in unzugänglichen Regenwald vor, trifft auf die Verstecke entlaufener Sklaven und ehemalige Strafgefangenenlager, seltsame Forts und weltabgeschiedene Eingeborensiedlungen – aber auch auf einen Weltraumbahnhof. Er begegnet Rebellen, Banditen und Hexenmeistern und sieht sich in Jonestown um, wo 1978 Hunderte Amerikaner dem Anführer ihrer Sekte in den Tod folgten. Wie über so viele andere Ereignisse hat der Dschungel auch darüber längst wieder das Tuch des Schweigens gelegt. Spannend und humorvoll geschrieben, öffnet das Buch die Tür zu einer wunderschönen, bizarren, in mancher Hinsicht auch grausamen Küste, die zu den vergessenen Winkeln dieser Welt gehört.

JOHN GIMLETTE
WILDE KÜSTE

*Durch Sumpf und Regenwald
zwischen Orinoco und Amazonas*



DUMONT



IN
*Guyana,
Suriname*
UND
*Französisch-
Guayana*
UNTERWEGS

Kapitel 1 - Georgetown

Nichts verdirbt einem den Appetit bei einem guten Essen gründlicher als eine Handgranatendrohung.

»Aber wer will denn einen Anschlag auf uns verüben?«, fragte ich erneut.

Die Politiker am Tisch zuckten die Schultern und kümmerten sich dann wieder um ihr Hähnchen.

»Hören Sie, Mann«, sagte der Bodyguard bedächtig. »Das können wir Ihnen nicht so genau sagen.«

Bricko war kein Mann großer Erklärungen. Er sah aus wie eine Mischung aus schwarzem Popeye und Michelinmännchen. Ich wandte mich an den Parteivorsitzenden, der den Blick auf die Straße gerichtet hatte. Es war mitten am Nachmittag, und nur Maultierkarren waren unterwegs.

»Dort draußen«, sagte er, »gibt es viele enttäuschte Menschen.«

»Wen zum Beispiel?«, hakte ich nach. »Drogenkartelle?«

»Möglich. Aber auch wütende Inder ...«

»... und Großunternehmer«, ergänzte sein Stellvertreter.

»... und Indigene ...«

»Und die Afrikaner«, knurrte Bricko.

Der Getränkeanschub kam, und das Bier lief schäumend über den Tisch.

»Und dann sind da noch die Chinesen ...«, sagte der Parteisekretär.

»Und die anderen Parteien, der PNC ...«

»Oder die PPP!«

Ich war verwirrt. »Die Regierung? Die will euch töten?«

Ein alter Nissan tuckerte vorbei und stoppte an der Kreuzung. Wir alle starrten hinüber.

»Durchaus möglich«, sagte der Parteivorsitzende. »Man weiß nie.«

»Aber das ist ja dann so gut wie jedermann, oder? Alle hassen euch?«

Über das Chaos aus Bierflaschen und Hühnerknochen hinweg schwiegen wir uns an. Die Partei hatte von Anfang an im Kreuzfeuer gestanden. Nach einer Weile meinte der Vorsitzende: »Die Menschen haben das Vertrauen in die Politik verloren.«

Sein Stellvertreter nickte. »Deshalb gibt es hier so viele Kirchen ...«

»... und Läden, in denen man Rum kaufen kann! Betäubt den Schmerz ...«

»Aber hat es denn schon mal einen Anschlag gegeben?«, fragte ich. »Mit Bomben oder Gewehrschüssen ...?«

Bricko schüttelte den Kopf. »Nicht hier. Noch nicht ...«

Der Vorsitzende runzelte die Stirn.

»Aber das hier ist Georgetown«, sagte er, »hier ist alles möglich ...«

Die »Townies«, also die Einwohner von Georgetown, machten aus einem Mord

immer noch ein Riesenspektakel. In einer Gegend, in der es sichtlich keine Theater und nur zwei marode Kinos gab, bot der Gerichtssaal oft die einzige Abwechslung. Die Prozesse wurden auf umständliche britische Art geführt, sie zogen sich über mehrere Wochen in die Länge, und die Medien berichteten in allen Einzelheiten darüber. Nichts erhielt in Guyana mehr Aufmerksamkeit als eine Gerichtsverhandlung. Kein Wunder, dass sich die Politiker Hoffnungen machten, ermordet zu werden.

Kurz nach meiner Ankunft in der Stadt las ich über einen dieser Mordprozesse in der Zeitung und beschloss, mir das Ganze mal anzusehen. Die Verhandlung fand im Victoria Law Courts statt. Dieses Überbleibsel eines Tropengotik-Traums ähnelte von außen einem riesigen filigranen Palast mit gewellten Giebeln und Eisensäulen. Innen wirkte das Gerichtsgebäude sogar noch größer, und es war von zahlreichen längst verstorbenen Juristen bevölkert, die nun als Marmorbüsten weißer denn je aussahen. Sogar eine Statue von Königin Victoria gab es. Ich hatte gehört, dass man ihr während der Unabhängigkeitsbestrebungen mit Dynamit den Kopf weggesprengt hatte. Nun sah ich Kopf und Königin wieder feierlich vereint.

Die Gerichtsverhandlung war ein unvergessliches Erlebnis. Sie ähnelte in gewisser Hinsicht einem Gerichtssaaldrama um 1790. Die Angeklagten, Blacksam und Buggins, waren zwei alte Verbrecher, die gemeinsam in Kneipen zechten und Salzfisch mit Soße aßen. Eines Tages brachen sie mit ihrem Nachbarn einen Streit vom Zaun und erledigten ihn mit einem Buschmesser. Nach der Eröffnung des Verfahrens wurden sie in Fesseln in den Gerichtssaal gebracht. Dutzende Zeugen wurden gehört; die Namen der Dörfer, aus denen sie kamen, erinnerten an alte Schoner: Garden of Eden (Paradies), Providence (Vorsehung) und Friendship (Freundschaft). Die meisten trugen ihren Sonntagsstaat und man sprach in ernstem Ton über solche Dinge wie Kulis, Diebstahl, Einbruch und Geschlechtsverkehr. All das erweckte den Eindruck, als sei die Zeit vor mehreren Jahrhunderten stehengeblieben.

In jeder anderen Hinsicht war der Prozess allerdings eine Momentaufnahme des heutigen Lebens in Guyana. Die Fenster im Gerichtssaal waren geöffnet und die Papageien in den Palmen davor untermalten die Beweisaufnahme mit ihrem Gekrächze. Früh begann es zu regnen, es klang wie Hufschläge auf dem Wellblech. Der Verteidiger trug einen schwarzen Seidenanzug unter der Anwaltsrobe und war – wie inzwischen fast die Hälfte der Bevölkerung – indischer Herkunft. Bei jeder Gelegenheit wanderte er im Saal umher und schwadronierte in volltönendem Kreolisch, wobei er seine Rede reichlich mit Zitaten von Dickens und Donne spickte. Auch die anderen Ethnien hatten an diesem Tag ihren Auftritt. Der Richter und die Wachtmeister waren – wie ein Drittel der Guyaner – afrikanischer Abstammung; die Geschworenen repräsentierten den Rest: die Mischlinge. In ihren zwölf zerfurchten Gesichtern stand die Geschichte Guyanas geschrieben, eine Melange vertriebener Seelen: Sklaven, Indigene, niederländische Eroberer, Chinesen, irische Abenteurer, schottische Viehzüchter, Piraten, Pioniere und Paschtune. Zusammen bildete diese explosive Mischung ein Volk, das kaum groß genug war, um ein dünnes Telefonbuch zu füllen. Nur die Weißen fehlten, deren Anteil an der Bevölkerung

aktuell etwa ein Prozent ausmachte.

»Frage nicht, wem die Stunde schlägt«, donnerte der Inder.

Doch die Geschworenen hörten es nicht. Das ganze Gebäude erbebte unter den Hufschlägen des Regens. Man ließ schließlich Gnade walten, und so lautete das Urteil auf Totschlag. Beim Hinausgehen grinsten die Gefangenen hinter ihren Fesseln.

»Ja, Mann«, sagte der Wachtmeister, »denen haben sie die Schlinge gerade noch mal vom Hals genommen ...«

Vom Gerichtsgebäude erstreckte sich die wunderschöne Stadt luftig bis zur Küste hinunter. Vielleicht glaubte Georgetown – wie seine Einwohner – nicht so recht daran, hierher zu gehören, und so schwebte es über dem Wasser. Nichts war fest verankert. Auf Kanälen und Schlacke erbaut, war es eine Stadt aus Pfählen und Schindeln, strahlend weißen Fassaden, filigranem Holzmaßwerk, gedrechselten Streben und Türmchen. Die Straßen waren feldbreit, die Kathedrale schien endlos Richtung Himmel zu streben und war angeblich das höchste Holzgebäude der Welt. Ein Viertel wurde wegen seiner an zarte Spitze erinnernden Bauweise sogar Lacytown genannt und wirkte so, als ob es jeden Augenblick vom Boden abheben und davonschweben könnte, nach Hause vielleicht.

Bei so viel Holz brannte es in Georgetown natürlich häufig. Im 19. Jahrhundert war die Stadt fünf Mal durch Feuer zerstört worden und im darauffolgenden Jahrhundert vier Mal. Für jedes Inferno gab es einen guten Grund – mal ein Aufstand, mal eine Explosion in der chinesischen Feuerwerkskörperfabrik. Beim letzten Brand im Jahr 2004 hatten die Flammen eines der letzten Kinos der Stadt und die römisch-katholische Kathedrale verschlungen. Nach solchen Katastrophen schnitten sich die Townies einfach neues Holz zurecht und begannen von vorn.

Auch das Wasser war ein ständiger Begleiter im Leben der Townies. Bei Flut türmte sich das Meer, nur von einem Damm zurückgehalten, einen Meter fünfzig hoch über der Stadt auf. All dies erinnerte daran, dass Georgetown, so tropisch es wirken mochte, die Seele von Amsterdam besaß. Zweihundert Jahre lang – mehr als die Hälfte seiner kolonialen Vergangenheit – hatte Guyana zu den Niederlanden gehört und Stabroek geheißen. So sumpfig, heiß und flach, wie es war, machte es vielleicht nicht viel her, aber während der Friedensverhandlungen im Jahr 1802 zog man es Kanada vor. Einige Jahre später holten sich die Briten die Stadt zurück und benannten sie nach König George III., dem Bauernkönig. Bald darauf fiel die gesamte sumpfig-feuchte Kolonie unter britische Herrschaft und man gab ihr den Namen »Britisch-Guayana«.

Zwei Jahrhunderte später war es so feucht wie ehemals. Die Leute erzählten mir oft, wie ihre Stadt ein paar Jahre zuvor fast unter mehreren Metern Wasser versunken wäre. Meistens jedoch beschränkte sich der Kampf gegen die Feuchtigkeit auf kleinere Scharmützel. Zusammen mit dem Schimmel versuchte der Regenwald fortwährend, sich in die Stadt zurückzuschleichen. Selbst Beton verrottete hier, und die Autos vermoderten. Tagsüber sahen die Kanäle seidig und grün aus, bei Nacht boten sie den Konzerten der Frösche eine Bühne. »Warum, oh

warum?«, sangen sie, was die Hunde aufjaulen ließ. Die Natur, so schien es, holte sich Schritt für Schritt ihr Erbe zurück.

Umgeben von lärmenden Papageien und Flammenbäumen, zeigten die Townies immer noch einen Anflug von britischer Lebensart. Sie sprachen von »Frühling« und »Herbst«, obwohl es konstant heiß blieb. Gelegentlich zeigten sie sich sogar ein wenig archaisch, denn Kinder pinkelten in posies und man verspeiste tennis rolls, runde Brötchen, zum Tee. Auch in den Läden hatte manches Britische überlebt. Man konnte immer noch Wick VapoRub kaufen, eine Flasche »Nerve Tonic« zur Beruhigung der Nerven oder Ausgaben des Magazins »True Confessions«. Fogarty's Kaufhaus erinnerte als riesiger rosafarbener Komplex, der still und leise verfiel, an Croydon. Im Erdgeschoss befand sich ein 1940er-Jahre-Café, in dem es winzige belegte Teebrötchen bei gedämpftem Licht gab, als ob der Krieg – wie das Café selbst – immer noch irgendwie fortgeführt würde.

Aber nirgendwo fühlte man sich so sehr in die Vergangenheit versetzt wie im Stadtmuseum. Im Erdgeschoss befand sich das ganze Sammelsurium kolonialen Lebens, einschließlich des Abschiedsgeschenks von Großbritannien: ein klitzekleiner Austin Rolls-Royce Prince. Im Obergeschoss hatte sich seit dem Besuch von Evelyn Waugh im Jahr 1933 nichts mehr verändert. Es lag immer noch der gleiche schwache Pesthauch von Formaldehyd über dem, was er als »die am schlechtesten ausgestopften Tiere, die ich je irgendwo gesehen habe« beschrieben hatte. Es überraschte mich wenig, dass ich das Museum für mich allein hatte. Der Kurator stürzte sich sogleich auf mich und zwang mich, den Hut abzunehmen.

In den Straßen dagegen fand man kaum noch Spuren des alten Empires. Natürlich waren fast sämtliche öffentliche Gebäude theoretisch von Briten erbaut – obwohl sie nicht immer so aussahen. Denn manchmal war die Fantasie selbst mit den loyalsten Architekten von Königin Victoria durchgegangen. Die

Father Scholes's City Hall sah wie ein zu groß geratenes Pup-penhaus aus, und für die von Blomfield entworfene St. George's-Kathedrale hatte man so viele Bäume verbaut, dass man selbst jetzt noch befürchten musste, sie würde im Schlamm versinken. Nur durch kleine Details verströmten die Straßen von Georgetown noch einen Hauch britischen Flairs, beispielsweise durch die Black Cabs, die WiiR-Postkästen, die Statue eines großen Abwasseringenieurs oder durch zwei Sewastopol-Kanonen. Einmal sah ich sogar eine große als »Buckingham Palace« ausgeschilderte Baustelle, doch bevor irgendeine Ähnlichkeit entstehen konnte, waren – vielleicht bedauerlicherweise – die Gelder offenbar ausgegangen.

Trotz dieser Relikte wurde mir schnell klar, dass die Guyaner weder britisch noch wirklich südamerikanisch waren, sondern in einer ganz eigenen Welt lebten. Ihr Fremdsein schien etwas Natürliches zu sein, manchmal konnten sie sich nicht einmal untereinander verständigen. Es gab mehrere Dialekte, und das Leben in der Stadt kam nicht nur an Weihnachten zum Erliegen, sondern auch anlässlich der hinduistischen Diwali- und Phagwah-Feierlichkeiten oder des islamischen Opferfestes »Eid«. Je nachdem, wen ich fragte, war das Nationalgericht entweder *roti*, *chow mein*, ein scharfes indigenes Gericht namens *pepperpot* oder *chicken-in-*

the-rough. Ursprünglich hatte jede ethnische Bevölkerungsgruppe ihre eigene Partei, aber inzwischen gab es davon fünfzig. Trotz nur 750 000 Menschen wirkte Guyana manchmal so, als hätte man mehrere Dutzend Länder in es hineingestopft.

Dieses Gefühl hatte ich oft, wenn ich durch Georgetown spazierte. Eben noch laufe ich durch Chinatown, gleich darauf komme ich an einer Moschee vorbei, dann am Hindutempel »House of Flavours« und dem Ratssitz der Pandit. Kaum biege ich um die Ecke, finde ich mich inmitten eines Gospel-Wunderkreuzzuges oder eines mexikanischen Zirkus' (»Mit echten Tigern!«) wieder. Gelegentlich schienen die verschiedenen Kulturen zu verschmelzen und faszinierende Kombinationen hervorzubringen. Wer, so fragte ich mich, steckt hinter all den Entencurry-Wettbewerben? Oder dem »Festival des besten Chutney«? Meist jedoch blieb man für sich. Während ich die verschiedenen Bezirke der Stadt durchstreifte, veränderte sich die Musik von Reggae über Hindi und Soca bis hin zu Hip-Hop und wieder zurück zu Calypso.

Selbst in einer Metropole hätte all das vielleicht befremdlich gewirkt, aber Georgetown ist winzig. In der ganzen Stadt gab es nur eine Rolltreppe (die immer noch Menschenmengen anzog), und die weitläufige National Gallery verzeichnete im Monat höchstens zwanzig Besucher. Jeder kannte jeden, sogar die Männer, die Pferdederung von ihren Karren verkauften. Man konnte nichts tun, ohne dass es sich herumgesprochen hätte. (»Du erzählst es Tara«, erklärte mir ein Taxifahrer, »und Tara erzählt es Tara.«) Das einzige Befremdliche in Georgetown war ich: ein *bucra*, also ein weißer Mann, in einer Stadt, in der es alles gab, nur das nicht.

Die meisten Menschen, die ich traf, erzählten mir, es stünde unmittelbar eine Revolution bevor. Vielleicht wollten mir die Townies nur auf ihre höfliche Art bedeuten, dass man sie nicht unterschätzen sollte, dachte ich mir nach einer Weile. Das tat ich jedoch ohnehin nie. Sie waren wie Grenzbewohner, ein exotischer Schmelztiegel voller Optimisten, die nach einem langen, beschwerlichen Weg durch die Geschichte allenfalls in einer einfachen Existenz angekommen waren. Viele hatten nicht mal richtige Namen, als wären sie einfach aus ihrem Leben gesprungen. Ihre Spitznamen waren äußerst kreative Schöpfungen: »Blue Beef« (Blaues Rind) oder »Prophet« Willis (er hatte einen kurzen Draht zu Gott), ein Konditor hieß »Who Sucking« (Der, der lutscht) und einer, der sich als Berufsboxer verdingte, war »Trägfuß-Johnny«. Dann gab es noch Schurken wie »Jacket Wallah«, »Biscuit« Andrews, »Banga Mary« und den Schlossknacker »Hocus Pocus«. Mein persönlicher Favorit war der Mann, der darauf bestand, ein Weißer zu sein, aber überall als »Walker the Nigger« bekannt war.

Ohne Zweifel zeichneten sich die Townies durch ihren Widerstandsgeist aus. Überschwemmungen, Feuer oder Verarmung schienen ihnen nichts anhaben zu können. Jeder hielt sich selbst und seine politische Meinung für wichtig und interessant. Täglich füllten sich die Zeitungen mit bissigen Kommentaren, Spott über Versagen und Misstrauen gegenüber Erfolgen. Das war allerdings nichts im

Vergleich zu dem, was an Marktständen, in Bars und Schuppen oder ausgedienten Transportern kundgetan wurde. Manchmal schien das Ganze im nächsten Moment in einen Kampf auszuarten, was – bemerkenswerterweise – nie geschah.

»Irgendwas wird sich schon ergeben«, schlussfolgerten die Leute. Und oft hatten sie recht. Während die Hälfte der Erwerbepersonen der Stadt tatenlos herumsaß und sich fragte, was sie tun sollte, war die andere Hälfte in Bewegung. Entweder fuhren sie Minibusse mit Namen wie »Verbrecherleben« oder »Versuch's mit Jesus«, oder sie verkauften alles Mögliche wie Uhren, Zuckerrohrsaft, Drachen, Pferdedung oder ein zuckriges Getränk namens swank. Die Risikofreudigsten unter ihnen unternahmen sogar Ausflüge in den Dschungel, um Gold zu schürfen. Sir Walter Raleigh hätte das gefallen: eine Stadt in den Guayanas, in der lauter bettelarme Menschen mit Goldzähnen wohnten.

»Keine Faulenzer«, stand auf Schildern, »Keine Verkäufer«. Eine Aufforderung, die unmöglich zu erfüllen war. In Georgetown war jeder entweder das eine oder das andere. Die Reichen unterschieden sich einzig darin von den Armen, dass sie Autos besaßen. Vielleicht waren sie aufgrund dieser Mobilität so schwer aufzutreiben.

»Sie lungern immer herum«, sagte ein Verkäufer an der Ufermauer.

Herumlungern bedeutete so viel wie Nichtstun. »Wo?«, fragte ich.

Er zuckte die Schultern. »In den großen Hotels ...?«

Die Angehörigen der motorisierten Klasse waren eindeutig rar gesät, daher dauerte es eine Weile, bis ich sie ausfindig machte. Schließlich aber entdeckte ich einige von ihnen auf der Middle Street im Sidewalk Café. Es wurde ein bemerkenswerter Abend, feuchtwarm und voller Überraschungen. Ein Mann, der aussah wie Marvin Gaye, sang ein Solo. Die erste Person, der ich begegnete, hatte keinen Namen und war nur als »Der Mann aus der Ferne« bekannt. Er trug einen schwarzen Anzug und benutzte so lange, verwickelte Wörter, dass ich mir nach zwei Gläsern El Dorado nicht mehr sicher war, ob er gerade einen Satz anfang oder schon halb damit durch war.

Glücklicherweise rettete mich die Besitzerin des Cafés. Zuerst dachte ich, Cathy Hughes sei so etwas wie der zweite Act, sie war so allwissend und strahlend. Aber so war sie nun einmal, und in dieser Nacht führte sie mich herum und machte mich mit ihren Freunden und Kunden bekannt. Für jemanden aus einer Stadt wie London war diese kollektive Gastfreundschaft leicht beunruhigend. Sie schüttelten mir kräftig die Hand und fragten mich über das Leben »dort draußen« (wie sie die Welt nannten) aus. Manche von ihnen waren selbst für guyanische Verhältnisse nicht reich, so etwa ein alter Hochstapler, der allen Leuten erzählte, er brauche Geld für eine alte Tante oder für Benzin oder ein Baby mit tropischer Frambösie. Das kümmerte niemanden, er war ein Teil der Szenerie – wie fehlende Gullydeckel, Rum oder Cathys ausgebackene Sandwiches.

»Er wird glorreich«, erklärte sie (wenn sie tatsächlich meinte: betrunken).

Die anderen Gäste waren zielstrebigere Überlebenskünstler. An diesem Abend lernte ich Goldsucher, Jazzmusiker, einen Piloten, eine schöne indische Wissenschaftlerin namens Racquel und Cathys Mann Nigel kennen, einen riesigen afroguyanischen Anwalt, der einmal Vorsitzender am Gericht des Landes war. Der

Pilot erzählte mir, er sei nach Antigua umgezogen und inzwischen würden genauso viele Guyaner außerhalb des Landes wie zu Hause arbeiten. Ein anderer mit stoppeligen Haaren erklärte, er sei wegen der Arbeit sogar bis nach Amerika gegangen. Dann war er Marine-Oberst geworden und hatte im Irak gedient; das war eine dieser unerwarteten Wendungen im Schicksal eines Towny.

Nigel fuhr mich nach Hause und wick dabei geschickt Kühen und klaffenden Löchern aus.

»Das Leben ist hier nicht immer einfach«, meinte er. »Aber ich möchte an keinem anderen Ort leben.«

Orakelknochen

Peter Hessler



Peter Hessler, Journalist und Reporter, wurde 1969 in Columbia (USA) geboren. 1996 ging er nach China, gab zeitweise Englischunterricht und jobbte bei der »New York Times« in Peking. Von 2000 bis 2007 war er Auslandskorrespondent des »New Yorker«. In dieser Zeit schrieb er mehrere Bücher über China, darunter »Orakelknochen« (»Oracle Bones«), das für den National Book Award nominiert wurde. 2011 erhielt Hessler die Auszeichnung der MacArthur Foundation für seine feinfühligten Erzählungen aus der chinesischen Reformzeit. Heute lebt er als Auslandskorrespondent in Kairo.

Orakelknochen

von Peter Hessler

Übersetzt von Paul Buller

Paperback, ca. 700 Seiten

eISBN 978-3-7701-9975-4

Preis 13,99 € [D]/14,99€ [A]/sFr. 21,00

Erscheint im Oktober 2014 auch als E-Book

China verstehen

Hautnah erlebt der Journalist und Auslandskorrespondent Peter Hessler in China die Dekade der großen Reformen: den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbruch, die millionenfache Migration vom Land in die neuen Megacities an den Küsten, die Zersetzung einer Kultur, die von uralten Traditionen geprägt ist. Hessler erzählt das Geschehen aus der Perspektive der Betroffenen. Selbst die zeitgeschichtlichen Ereignisse, über die er als Korrespondent berichtet, beleuchtet er aus der Sicht einfacher Leute. Er lebt in einer kleinen Mietwohnung in den Gassen eines alten Pekinger hutong-Viertels, und von hier unternimmt er seine Reisen durch das Reich der Mitte, erlebt kulturelle Barrieren, historische Empfindlichkeiten und menschliche Schicksale. Der Wechsel von Themen, Geschichten und Erzählebenen macht Hessler's Buch so spannend: Der Leser beginnt, China als Ganzes mit seinen unterschiedlichsten Facetten zu erleben – und zu verstehen. In den literarischen Bericht seines Reporterlebens, seiner Begegnungen und seiner Reisen mischt Hessler auch seine Exkursionen in die reiche chinesische Geschichte. Manche Episode bleibt am Ende so rätselhaft wie die Weissagungen und Prophezeiungen der Orakelknochen, der ältesten Funde chinesischer Schriftzeichen, die in Knochen oder Schildkrötenpanzer graviert wurden.

PETER HESSLER

ORAKELKNOCHEN

*Eine Zeitreise durch
China*



DUMONT

Geschichte und Gegenwart

IM REICH DER MITTE

Die mehrjährige China-Erfahrung eines amerikanischen Journalisten



Kapitel 1

Der Mittelsmann

8. Mai 1999

Ich war der letzte *clipper* in der Pekinger Niederlassung des »Wall Street Journal«. Das Büro war klein – zwei Räume und eine umgebaute Küche –, und das Team bestand aus zwei Auslandskorrespondenten, einer Sekretärin, einem Fahrer und einem *clipper*. Ich teilte mir mit dem Fahrer die Küche. Meine Werkzeuge waren einige Teppichmesser, ein Metalllineal und ein Schreibtisch mit Glasplatte. Jeden Nachmittag stapelten sich darauf die ausländischen Zeitungen. Wenn ein Artikel über China interessant genug schien, breitete ich die Zeitung auf dem Glas aus, schnitt den Bericht aus und archivierte ihn in den Schränken hinten im Hauptbüro. Fünfhundert Dollar zahlten sie mir dafür jeden Monat.

Das Büro lag ein paar Kilometer vom Tian'anmen-Platz entfernt im zentral gelegenen Botschaftsviertel. In der Gegend nördlich davon, in einem gemischten Viertel mit alten Werksiedlungen aus Ziegelstein, einigen traditionellen hutong-Gassen und einem Luxushotel, fand ich eine preiswerte Mietwohnung. An einer Ecke stand neben dem Bürgersteig eine große, von Scheinwerfern angestrahlte Pepsi-Plakatwand. In diesem Teil der Hauptstadt konnte man noch recht günstig leben. Das Mittagessen in den Restaurants kostete weniger als einen Dollar, und ich machte alle Wege mit dem Rad. Wenn es in den Frühlingsnächten warm wurde, spielten junge Paare im Licht der Pepsi-Werbung Badminton.

In den meisten Auslandsbüros in Peking galten Mitarbeiter für Zeitungsausschnitte schon als nicht mehr zeitgemäß, weil alles auf Computer umgestellt wurde. Früher waren Papierarchive notwendig, und junge Leute mochten den Job, weil er eine Einführung in den Journalismus bot. Ein *clipper* half manchmal bei Recherchen, und wenn es plötzlich ein wichtiges Nachrichtenevent gab, durfte er vielleicht zur Berichterstattung vor Ort. Der Job beanspruchte im Durchschnitt nur ein paar Stunden pro Woche, so dass viel Zeit für Reisen und freiberufliches Schreiben blieb. Ein *clipper* konnte sich einarbeiten, die eine oder andere Story veröffentlichen und mit etwas Glück ein richtiger China-Korrespondent werden. Ich war schon vorher im Land gewesen, hatte Englisch unterrichtet und Chinesisch gelernt, aber nie als Journalist gearbeitet. Nun kam ich in Peking mit drei Taschen, einem Stapel Travellerschecks und einer unbegrenzt gültigen Rückfahrkarte nach St. Louis an. Ich war neunundzwanzig.

Das kleine Büro war angenehm – es roch nach druckfrischen Zeitungen, und über die alten Fußbodenfliesen hallte ein Sprachengemisch. Die ausländischen

Mitarbeiter und die Sekretärin sprachen Englisch und Chinesisch, der Fahrer, ein untersetzter Mann, hatte einen starken Pekinger Akzent. Während ich die Zeitungsausschnitte archivierte, stellte ich mir die Schlagworte als eigenes Idiom vor, das ich eines Tages lernen würde. Die Ordner waren nach Themen alphabetisch sortiert:

DEMOCRACY - Demokratie

DEMOCRACY PARTY - Demokratische Partei

DEMONSTRATIONS - Demonstrationen

DISASTERS - Desaster

DISABLED - Behinderte

DISSIDENTS - Dissidenten

Komplexe Themen waren zusätzlich untergliedert:

U.S - CHINA – EXCHANGES (Austausch)

U.S - CHINA – RELATIONS (Beziehungen)

U.S - CHINA – SCANDAL (Skandale)

U.S - CHINA – SUMMIT (Gipfeltreffen)

U.S - CHINA – TRADE (Handel)

In den ersten Arbeitstagen hoffte ich, die Unterlagen für ein sinnvolles Training nutzen zu können. Oft zog ich einen Ordner heraus und las mich durch Dutzende mit den Jahren vergilbte Berichte, die sich alle um dasselbe Thema drehten. Aber irgendwann fing ich zwangsläufig an, nur noch die Überschriften zu überfliegen; nach einer Weile langweilte mich selbst das. Um mir bei der Arbeit die Zeit zu vertreiben, las ich die Rückenschilder in alphabetischer Reihenfolge und stellte mir mögliche Handlungsstränge vor, die sie miteinander verbinden:

SCIENCE & TECHNOLOGY – Wissenschaft & Technologie

SECRETS & SPIES – Geheimnisse & Spione

SECURITY – Sicherheit

SEX

Eine Abfolge unter ›P‹ las sich wie eine Tragödie, inklusive Hybris, in nur sechs Wörtern:

PARTY – Partei

PATRIOTISM – Patriotismus

POLITICAL REFORM – Politische Reform

POPULATION – Bevölkerung

POVERTY – Armut

Eine andere Reihe wirkte chaotisch und unverständlich:

STUDENTS – Studenten

STYLE – Stil

SUPERPOWER – Supermacht

SUPERSTITION – Aberglaube

TEE – Tee

Einmal zeigte ich diese Reihe dem Büroleiter, der anmerkte, dass früher oder später jeder China-Korrespondent einen Artikel über Tee schreiben müsste. Als im Mai 1999 ein B2-Bomber der Vereinigten Staaten von der Whiteman Air Force Base in

Missouri abhob, nach Belgrad flog und satellitengesteuerte Bomben auf die chinesische Botschaft abwarf, die drei chinesische Journalisten töteten, legte das »Wall Street Journal« einen neuen Ordner an: U.S.-CHINA – EMBASSY BOMBING (Botschaftsbombardierung). Er kam genau neben den Ordner EXCHANGES (Austausch) zu stehen.

Ich befand mich gerade im Süden in Nanjing, als sich der Angriff ereignete. Es war meine erste Recherchereise: Ich wollte für die Zeitung eine Reisereportage über die Geschichte der Stadt schreiben, die mehrfach chinesische Hauptstadt gewesen war. Nanjing war so ein Ort, durch den wichtige historische Ereignisse hindurchzuziehen schienen. Im Laufe der Jahrhunderte hatten verschiedene Armeen die Stadt besetzt, große Herrscher waren gekommen und gegangen und hatten nichts als Gräber und stumme Gedenkstätten aus Stein hinterlassen. Sogar der Name – »Südliche Hauptstadt« – war eine Art historisches Andenken.

Überall rund um Nanjing lagen Artefakte verstreut. Außerhalb der Stadt hatte der Ming-Kaiser Yongle die größte Steintafel der Welt meißeln lassen, zum Gedenken an seinen Vater, den Gründer der Dynastie. Aus bisher nicht geklärten Gründen verlegte Yongle die Hauptstadt im Jahr 1421 in den Norden nach Peking, und seine Baumeister ließen die unvollendete Tafel zurück. Vermutlich wussten sie nicht, wie man sie hätte fortbewegen können.

Als ich die Steintafel besichtigte, befand sich nur eine Handvoll Touristen an dem Ort. Der Steinbruch war größtenteils überwuchert, junge Bäume und niedrige Sträucher krochen die sanft geschwungenen Hügel hinauf. Das Denkmal bestand aus drei Teilen: einem breiten Sockel, einem gewölbten Aufsatz und dem eigentlichen Hauptteil.

Der Kalksteinblock lag auf der Seite, als hätte ihn ein geistesabwesender Riese abgesetzt, um dann weiterzuziehen. Er war knapp fünfzig Meter lang, die Oberkante erreichte die Höhe eines dreistöckigen Gebäudes. Im Laufe der Jahrhunderte hatte herabfließender Regen Streifen in die Oberfläche des Steins gewaschen, so gerade wie die Linien eines Schulheftes. Abgesehen von diesen Wasserspuren war sie vollkommen unbearbeitet; niemand war je dazu gekommen, das geplante Denkmal mit einer Inschrift zu versehen. Besucher konnten frei darauf herumspazieren. Ein Geländer gab es nicht.

Im Kartenhäuschen saß eine junge Frau namens Yang Jun, ein Mädchen vom Land, zwanzig Jahre alt. Sie war nach Nanjing gekommen, um Arbeit zu suchen. Junge Menschen wie sie strömten im ganzen Land in die Städte – mehr als hundert Million Chinesen waren migriert, meist in die Boomtowns mit ihren Fabriken an der Südküste. Sozialwissenschaftler sprachen bereits von der größten friedlichen Migration in der Geschichte der Menschheit. Es war Chinas Industrielle Revolution: eine Generation, die die Zukunft des Landes prägen würde.

In diesem historischen Augenblick hatte Yang Jun einen Job an der größten unbeschriebenen Steintafel der Welt gefunden. Als ich ihr eine Frage zu der Tafel stellte, wirkte sie gelangweilt und ratterte Statistiken herunter: Das Objekt sei 15,24 Meter breit, 4,57 Meter tief und vermutlich hätten hunderttausend Männer

daran gearbeitet. Es wog sechszwanzigtausend Tonnen. Ich fragte, ob viele Besucher kämen, woraufhin sie mich verwundert ansah. »Die Touristen gehen zum Sun-Yat-sen-Mausoleum.« Das klang wie ein Vorwurf: Warum sind Sie hier?

Ich versuchte es anders. »Ist schon mal jemand von oben heruntergefallen ?«

Ich sah in den Augen der Frau ein Funkeln. »Zwei Männer, im vorletzten Jahr«, sagte sie. »Einer sprang herunter und einer fiel herunter. Der, der sprang, weil er gerade von seiner Freundin sitzengelassen worden war, überlebte, aber der Typ, der herunterfiel, starb.«

Wir unterhielten uns eine Zeit lang, und die junge Frau kehrte genüsslich zu immer denselben Einzelheiten zurück: Der Unfall hatte zum Tod geführt, aber der Selbstmörder hatte überlebt. Yang Jun schien schon viel besser gelaunt, als ich ging. Sie erzählte mir, dass der Mann mit dem gebrochenen Herzen durch den Sprung von der Tafel dauerhaft entsetzt worden war. (...)

An diesem Abend ging ich zusammen mit einem Freund essen, als wir plötzlich von der Straße Gebrüll hörten. Als wir später die Rechnung beglichen, waren die Demonstranten schon vorbeigefegt, einen Häuserblock entfernt hallten ihre Stimmen in die Nacht.

Ein paar Ausländer standen sprachlos auf dem Bürgersteig – solche Straßendemonstrationen kannte man in einer Stadt wie Nanjing nicht. Einer der Ausländer erzählte mir, dass die Nato in der vergangenen Nacht die chinesische Botschaft in Jugoslawien bombardiert hatte. Die Nato behauptete, die Bomben seien ein Versehen gewesen, allerdings waren einige Chinesen bei dem Angriff ums Leben gekommen. Diese Nachricht war soeben in China verbreitet worden.

Wegen der Demonstration waren weder Autos noch Fahrräder auf der Straße unterwegs. Ich rannte hinter der Menschenmenge her, weil ich dachte, ich sollte das Geschehen beobachten und dann mit dem Büro telefonieren. Als ich näher kam, wurden die Sprechchöre verständlich:

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

Ich lief die Straßenseite entlang, vorbei an den ungleichmäßigen Reihen der Demonstranten. Es müssen Tausende gewesen sein; sie hielten Schilder und chinesische Fahnen, und nachdem sie die Parolen skandiert hatten, sangen sie die Nationalhymne. Plötzlich begann die Menge zu laufen, um dann an der Kreuzung Xijiekou, wo eine Statue von Sun Yat-sen auf einem Sockel inmitten eines Kreisverkehrs stand, das Tempo wieder zu drosseln.

Ich mischte mich unter die marschierende Menge und hoffte, eine Zeitlang zuschauen und dann jemanden interviewen zu können. Die jungen Leute starrten mich kurz an, dann wendeten sie sich wieder dem Protestmarsch und den Sprechchören zu. Ein einzelner Student rief eine Parole, alle anderen wiederholten sie im Chor:

»Nieder mit der Nato!«

»Nieder mit der Nato!«

Ich erinnerte mich an die chinesischen Schüler, die ich ein Jahr zuvor unterrichtet

hatte – an die Art und Weise, wie sie die Lektionen auswendig lernten und beim Üben vor dem Unterricht immer wieder aufsagten. Die Demonstranten sahen auch genauso aus wie meine ehemaligen Schüler: meist dünne Männer mit Brille und Button-down-Hemden.

»Vorwärts, vorwärts!«

»Vorwärts, vorwärts!«

Wir bogen einmal ab, dann noch einmal – und ich wusste nicht mehr, wo ich war; die Straßen sahen nachts alle gleich aus. Erneut begann die Menge zu laufen, und ich nahm an, wir würden uns einem Ziel nähern. Aber einen Augenblick später verlangsamten wir das Tempo wieder. Nach ein paar weiteren Kurven erkannte ich das Wahrzeichen wieder: die Sun-Yat-sen-Statue. Wir waren zur Xinjiekou zurückgekehrt.

Ich entschied mich für einen Studenten links von mir – ein freundliches Gesicht, das unter dem Drahtgestell der Brille schwitzte – und fragte ihn, wohin wir gingen. Er deutete ungenau geradeaus und wandte sich mir zu.

»Woher kommen Sie?«

Ich antwortete, ich sei ein amerikanischer Journalist.

»Nieder mit der Nato!«

»Nieder mit der Nato!«

»Wie denken Sie über die Ereignisse in Belgrad?«, fragte der Student.

»Davon weiß ich nichts«, sagte ich. »Ich bin nur hier, um über die Proteste zu berichten.«

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

»Ihre Regierung muss den Krieg in Jugoslawien beenden«, sagte der Student.

»Warum muss Amerika Weltpolizei spielen?«

Ich stammelte etwas und zuckte entschuldigend die Achseln. Ich hatte nicht damit gerechnet, mich in Nanjing über Jugoslawien unterhalten zu müssen. Im März hatte die Nato einen Bombeneinsatz zur Unterstützung der albanischen Muslime gestartet, die angegriffen worden waren, nachdem sie auf mehr Autonomie für die Provinz Kosovo gedrängt hatten. Schon bevor die chinesische Botschaft bombardiert wurde, hatten die staatlich kontrollierten Medien den Nato-Einsatz entschieden abgelehnt und Präsident Slobodan Milošević als Opfer der »amerikanischen Hegemonie« verteidigt. Die Chinesen schienen vor allem die Frage zu beschäftigen, welchen Einfluss der Streitfall Jugoslawien auf die Unabhängigkeitsbewegungen in Taiwan, Tibet und Xinjiang, einer Region im fernen chinesischen Westen, haben könnte.

Während wir demonstrierten, sprachen mich Studenten an, einer nach dem anderen. Anfangs waren sie höflich – sie meinten es nicht persönlich, betonten sie ausnahmslos; sie würden mir nicht vorwerfen, dass ich Amerikaner sei. Oft waren sie auf meine Antwort gespannt, die meisten wollten jedoch ihre eigene Meinung kundtun. Sie wussten, dass es ein vorsätzlicher Angriff war. Es seien drei Bomben gewesen, sie seien aus drei verschiedenen Richtungen gekommen. Ich hatte keine Ahnung, aus welcher Quelle diese Informationen stammten, aber alle sagten

dasselbe. Drei Bomben aus drei Richtungen. Das könne kein Zufall gewesen sein. Die amerikanische Technologie sei die modernste der Welt, solche Fehler seien unmöglich.

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

Ein junger Mann stellte sich mir als Wu Ming vor, er war Student an der Universität für Raumfahrt in Nanjing. Der Name hätte auch erfunden sein können; viele Studenten weigerten sich, ihre Identität preiszugeben, und Wu Ming ist ein gebräuchliches Pseudonym in der chinesischen Presse (es klingt genauso wie »ohne Namen«). Aber dieser Student schien sich nicht zu verstellen und fragte, ob er seine Gefühle aufschreiben könne. Ich gab ihm nur zu gern meinen Kuli und meinen Schreibblock. Mir war schon ganz schwindelig von dem Versuch, bei all dem Geschrei und Marschieren Notizen zu machen.

Es war ein warmer Frühlingsabend. Die Hitze ließ noch auf sich warten, die Bäume standen aber bereits in vollem Laub und wölbten sich über die Straßen. Ab und zu erhaschte ich einen kurzen Blick von Nanjings historischer Stadtmauer, sie zeichnete sich dunkel vor dem Himmel ab. Überall säumten Menschen die Bürgersteige. Polizisten standen an Kreuzungen und beobachteten die Demonstranten, die gleichförmig und rhythmisch skandierten: Vorsprecher, Pause, Sprechchor; Vorsprecher, Pause, Sprechchor. Wir marschierten, begannen plötzlich zu laufen und marschierten wieder. Wu Ming hörte auf zu schreiben, sobald das Tempo anzog. Irgendwann kam eine neue Parole auf:

»*Bu chi Kendeji!*«

»*Bu chi Kendeji!*«

Ich war mir nicht sicher, ob ich richtig verstanden hatte, und fragte Wu Ming, was gerufen wurde. »Esst nicht bei Kentucky«, sagte er. Vor einem Lokal der KFC-Kette – der Name bedeutet auf Chinesisch schlicht »Kentucky« – wurden wir langsamer, dann wogte die Menge weiter. Bald darauf sah ich kurz die Tore der Universität von Nanjing, gefolgt von den goldenen Bögen.

»*Bu chi Maidanglao!*«

»Esst nicht bei McDonald's!«

Erst später wurde mir klar, dass die Proteste in ganz China stattfanden, es waren die heftigsten anti-amerikanischen Demonstrationen seit der Kulturrevolution 1966–76. In Peking hatte der Kommunistische Jugendverband ganze Busladungen Studenten ins Botschaftsviertel befördert, wo sie an den amerikanischen und britischen Vertretungen vorbeimarschierten. Die nationalen Fernsehsender zeigten in den Nachrichten Bilder von den Demonstrationen in Peking, und sofort organisierten sich die Studenten im ganzen Land. In Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan, steckten Demonstranten das Haus des amerikanischen Generalkonsuls in Brand. Mit einem Fahrradständer aus Eisen, den sie als Rammbock benutzten, versuchten sie die kugelsichere Eingangstür des Konsulats aufzubrechen. In Peking bewarfen Studenten die amerikanische und britische Botschaft mit Steinen, Ziegeln und Farbbeuteln. Der Vandalismus traf auch ein paar andere Botschaften, darunter die albanische. Offenbar waren die

Demonstranten wütend auf die Albaner, weil letztlich deren Notlage den Nato-Einsatz veranlasst hatte.

Da Nanjings Tage als politisches Zentrum längst der Vergangenheit angehörten, hatte die Stadt weder ausländische Botschaften noch Konsulate. Stundenlang zog unsere Gruppe auf der Suche nach geeigneten Zielen um die Innenstadt. Mal marschierten wir, dann liefen wir, dann hielten wir an, um die gelben Bögen anzuschreien. Wu Ming gab mir meinen Notizblock zurück, den ich in meine Hosentasche steckte; Schreiben machte keinen Sinn, wenn sich ständig dieselben Szenen wiederholten. Eine Kurve, ein kurzer Sprint, noch eine Kurve: die Sun-Yat-sen-Statue. Ein anderer Student an meiner Seite: Amerikanische Technologie, drei Bomben, aus drei Richtungen. Nieder mit Amerika, nieder mit der Nato. Aus drei Richtungen, drei Bomben. Esst nicht bei Kentucky, esst nicht bei Kentucky. Wir marschierten, wir liefen. Und noch einmal Sun Yat-sen.

Die Wut steigerte sich im Laufe des Abends. Die Konversation löste sich in ein Stakkato knapper Sätze auf; man fragte mich kaum noch nach meiner Meinung. Schließlich löste ich mich aus der Menge und sah vom Bürgersteig aus zu:

»Esst nicht bei Kentucky!«

»Esst nicht bei Kentucky!«

Gegen Mitternacht schlug eine Demonstrantengruppe die Fenster eines KFC ein. Als ich dort ankam, hatten Ordnungshüter das Restaurant abgeriegelt – die Lichter waren aus, die Fenster weit geöffnet. Schaulustige erzählten mir, die Polizisten hätten den Angreifern erklärt, das Restaurant gehöre Chinesen, und sie so auseinandergetrieben.

»Esst nicht bei McDonald's!«

»Esst nicht bei McDonald's!«

Ein anderer Mob machte sich in der Nähe der Nanjing-Universität über eine Statue von Ronald McDonald her, die vor einer Filiale der Kette seelenruhig auf einer Bank saß. Als ich am nächsten Morgen mit einer McDonalds-Mitarbeiterin darüber sprach, erzählte sie mir, die Leute hätten Stöcke und Stangen eingesetzt, um Maidanglao Shushu zu zerstören. Der chinesische Name bedeutet übersetzt »Onkel McDonald«. Die Mitarbeiterin wirkte nervös, sie sagte, das Restaurant bliebe am Abend geschlossen, falls es noch einmal Gewaltausbrüche gäbe. Draußen steckte noch ein einzelnes, ausgefranztes Stück leuchtend gelber Glasfaser in der Bank – die letzten Reste von Onkel McDonalds Hintern.

»Nieder mit dem amerikanischen Imperialismus!«

Später in dieser Woche bat ich die chinesische Assistentin des Wall Street Journal, mir beim Entziffern der Kommentare von Wu Ming in meinen Aufzeichnungen zu helfen. Aber sie konnte keinen einzigen vollständigen Satz verstehen.

Am zweiten Tag der Proteste brauchte ich den Leuten gar keine Fragen mehr zu stellen. Sobald ich mich auf dem Bürgersteig blicken ließ, stellten sie mich zur Rede und fragten: »Aus welchem Land kommen Sie?« Meist nahm die Standpauke kein Ende, bis ich achselzuckend wegging. Für mich war die Spannung des ersten Abends verflogen; meine Jagd nach Informationen war in Gejagtwerden

umgeschlagen. Ich hätte den Leuten gern gesagt, dass ich nur ein *clipper* war, kein richtiger Journalist, und dass ich all die wütenden Äußerungen, mit denen die Chinesen mich überhäuften, gar nicht veröffentlichen konnte.

Über Nacht waren rote Nationalflaggen auf den Restaurants und Läden gehisst worden, und den ganzen Tag über marschierten protestierende Studentengruppen durch Nanjing. Das Fernsehen berichtete nonstop: Bilder der zerstörten Botschaft in Belgrad, Fotos der drei ums Leben gekommenen chinesischen Journalisten. Die staatlichen Medien bezeichneten die Angriffe als vorsätzlich, als Werk »der US-geführten Nato«. Die Nato und die Vereinigten Staaten hatten Stellungnahmen veröffentlicht und betont, die Bombardierung sei ein Versehen gewesen. Sie wurden jedoch in den chinesischen Nachrichten nicht erwähnt. Es blieb unklar, wie die Regierung auf den Angriff reagieren würde.

Am Nachmittag versuchte ich, um mich abzulenken, weiter für meinen Artikel über die Vergangenheit der Stadt zu recherchieren. Ich besuchte die Gedenkstätte des Nanjing-Massakers; sie erinnert an die Gewalttätigkeiten, die 1937 und 1938 in der Stadt geschahen. In jenem Winter hatte die japanische Invasionsarmee Nanjing besetzt und die Kuomintang-Regierung dazu gezwungen, die Hauptstadt zu verlassen und ins Landesinnere zu fliehen. Nach ihrem Sieg plünderten japanische Soldaten die Stadt, sie töteten und vergewaltigten Zivilisten.

Sechs Jahrzehnte später stritten Historiker noch immer über die Geschehnisse, wobei die Zahl der Todesopfer ein Reizthema war. Chinesische Wissenschaftler behaupteten, dass dreihunderttausend Menschen ums Leben gekommen waren, obwohl viele ausländische Historiker die Zahl für übertrieben hielten. In Japan bestritten einige rechtsgerichtete Gruppen das Massaker grundsätzlich (und sogar relativ liberale japanische Geschichtsbücher bevorzugten die Bezeichnung »Zwischenfall«). Für die Chinesen blieb es eine der schmerzhaftesten Wunden der Vergangenheit, und sie hassten es, wenn irgendein Außenstehender ihnen sagte, was oder was nicht geschehen war.

Die Gedenkstätte war mit Hinweistafeln auf Chinesisch, Englisch und Japanisch ausgestattet:

VERGESST DIE GESCHICHTE NICHT
DIE ERINNERTE VERGANGENHEIT IST EIN LEITFADEN FÜR DIE
ZUKUNFT

Mehrere riesige Tafeln kamen ganz ohne Worte aus:

»300000«

In der zentralen Gedenkhalle wurden die Knochen von Opfern in Vitrinen zur Schau gestellt. Eine andere Abteilung zeigte Schwarz-Weiß-Fotografien – sie bezeugten die Fähigkeit von Soldaten, ihre schlimmsten Augenblicke noch selbst zu dokumentieren. Viele japanische Soldaten waren dumm genug, Fotos zu machen und ihre Filme in den Shanghai-Fotoläden entwickeln zu lassen. Chinesische Labortechniker leiteten Duplikate an Auslandskorrespondenten weiter, und so erhielt die Außenwelt handfeste Beweise des Massakers von Nanjing.

Ich durchschritt die stille Halle mit den Fotos. Dann blieb ich an drei zusammengehörenden Momentaufnahmen hängen, die zeigten, wie ein Chinese

enthauptet wird: eine kniende Gestalt, ein erhobenes Schwert, ein Kopf, der in den Staub rollt wie eine behaarte Kugel. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich keine weiteren Recherchen in Nanjing verkraften konnte.

Ich ging hinaus und setzte mich in den offenen Innenhof der Gedenkstätte. Ich wollte Nanjing verlassen; es war keine gute Zeit, um sich in einer fremden Stadt aufzuhalten, und ein Reiseartikel war das Letzte, worüber ich jetzt nachdenken wollte. Aber ich fürchtete die nächtliche Bahnfahrt nach Peking wegen der unvermeidlichen, zornigen Gespräche. Ich saß allein auf einer Bank und versuchte all meinen Mut für den Weg zurück in die Stadt zusammenzunehmen.

Eine Schar Tauben trippelte in der Sonne über den Hof. Sie gehörten zur Gedenkstätte, ein Angestellter kümmerte sich um die Vögel. Der Mann hatte ein handgefertigtes Hinweisschild aufgestellt, nachlässig auf eine Sperrholzplatte gekritzelte Buchstaben:

DIE TAUBEN NICHT BEDRÄNGEN, ANFASSEN,
ERSCHRECKEN ODER ANSCHREIEN

Als ich hinging, um das Schild zu lesen, sprach mich der Taubenwächter an. Sein Name war Gong Bangxing, er war sechzig Jahre alt. Den Job im Museum hatte er angenommen, nachdem er aus der örtlichen Glasfabrik ausgeschieden war. Er verdiente gut achtzig Dollar im Monat. Er war redselig, und sein einziges Thema waren die Tauben. Noch nie war ich so versessen darauf gewesen, etwas über Vögel zu erfahren.

Herr Gong erläuterte mir, die Tauben seien ein wichtiger Teil der Gedenkstätte, weil die Massaker-Exponate nun einmal sehr deprimierend seien. Wenn ein Vogel erkrankte, erzählte er, würden die anderen schnell angesteckt, so dass er viel Zeit mit der Reinigung der Federn und der Beseitigung des Taubenkots verbrachte. Es sei kein leichter Job, aber er gefalle ihm. Ich fragte ihn, wie viele Vögel es in der Gedenkstätte gebe.

»Mehr als hundert«, sagte Herr Gong. »Aber genau weiß ich es nicht, weil ich Angst habe, sie zu zählen. Das bringt Unglück. Was ist, wenn ich sie eines Tages zähle, und es kommt eine andere Zahl dabei heraus? Die ganze Zeit würde ich mir Sorgen machen.«

Hastig notierte er seine Kontaktdaten in mein Notizbuch und sagte, ich solle ihn anrufen, falls ich je wieder nach Nanjing käme. Er trug große, schwarze Gummistiefel und eine khakifarbene Kappe. Ein einzelner weißer Fleck aus Taubenkot lag auf der Krempe. Er war an diesem Tag der einzige Mensch, der in meiner Gegenwart nicht die Nato-Bombardierung erwähnte.

Ich war froh, nach Peking zurückzukehren. Im Büro hatten sich während meiner Abwesenheit die Zeitungen aufgetürmt. Ich schnitt die ausländischen Berichte aus und las die Überschriften:

PROPAGANDA – HEFTIGE PROTESTE VERDEUTLICHEN DEN
ANHALTENDEN EINFLUSS DES CHINESISCHEN ERBES
LAUTSTARKE PROTESTE OFFENBAREN VERZERRTE CHINESISCHE
WELTSICHT

WUT AUF DIE USA ERREICHT DIE CHINESISCHEN PROVINZEN:

Große NERVOSITÄT NACH ANGRIFF AUF BOTSCHAFT

Das Büro hatte auch die »China Daily« abonniert, das englischsprachige Blatt der Kommunistischen Partei. Die Artikel schnitt ich ebenfalls aus:

GEWALTVERBRECHEN LÖST VOLKSWUT AUS

HEGEMONIE ZUM SCHEITERN VERURTEILT

UMFRAGE: BOMBARDIERUNG DER BOTSCHAFT WAR VORSÄTZLICH

Jeden Abend um sieben Uhr sah ich zusammen mit den Korrespondenten die chinesischen Nachrichten. Wir verfolgten auch die ausländischen Sendungen und checkten die Nachrichtenticker der Agenturen. Die Nato gab an, sie habe eine Versorgungszentrale des jugoslawischen Militärs bombardieren wollen, eine veraltete Karte habe jedoch zu dem falschen Zielort geführt. Am ersten Tag der Proteste gaben die mächtigsten Führer Chinas weder eine Stellungnahme ab, noch traten sie öffentlich in Erscheinung. US-Botschafter James Sasser verbarrikadierte sich mit seinen Mitarbeitern in der Pekinger Botschaft und ernährte sich von Marine-Proviant. Er konnte das Gebäude nicht verlassen, solange Demonstranten es mit Steinen, Ziegeln und Farbe bewarfen. Die chinesische Polizei sah passiv zu und wartete offenbar auf einen unbekanntem Befehl.

Am 9. Mai meldete sich erstmals ein hochrangiger chinesischer Politiker öffentlich zu Wort. Es war der düster wirkende Vizepräsident Hu Jintao – schwarzes Haar, schwarzer Anzug, schwarzer Schlips. Nervöse Augen. Es war zwölf Uhr mittags, eine landesweit ausgestrahlte Sondersendung. In seiner kurzen Ansprache erwähnte Hu die Demonstranten ein einziges Mal:

»Wir glauben, dass das Volk seine Aktionen, ausgehend von den fundamentalen Interessen des Landes und unter Berücksichtigung der Gesamtsituation, wohlgeordnet und im Einklang mit dem Gesetz organisieren wird.«

Am späten Abend umstellte die bewaffnete Volkspolizei die amerikanische und die britische Botschaft, und damit war das Schlimmste vorüber. Am nächsten Tag gebrauchte Präsident Clinton gegenüber den TV-Kameras vor dem Weißen Haus zum ersten Mal öffentlich das Wort Entschuldigung:

„Ich habe Präsident Jiang und dem chinesischen Volk bereits meine Entschuldigung angeboten. Ich halte es jedoch für sehr wichtig, zwischen einem tragischen Fehler und einem vorsätzlichen Akt der ethnischen Säuberung klar zu unterscheiden.«

Am nächsten Tag brachte das nationale chinesische Fernsehen mittags einen Clip mit Clintons Entschuldigung. Allerdings hatte man den Filmausschnitt nach »Entschuldigung angeboten« abgeschnitten – der Hinweis auf die ethnischen Säuberungen fehlte. Am Zwölften konnte der amerikanische Botschafter endlich das Botschaftsgelände verlassen. An diesem Tag wurde die Asche der drei Opfer nach Peking zurückgebracht. Die Nachrichten zeigten Bilder vom Flughafen: feierliche Musik, Beamte mit traurigen Mienen, Verwandte mit Tränen in den Augen.

(...)

Ich ging nach der Arbeit nicht gern nach Hause. Jeden Abend trödelte ich und

versuchte mir irgendwie die Zeit zu vertreiben – noch eine Nachrichtensendung sehen, noch einen Artikel lesen. In Wirklichkeit konnte ich einerseits in einen Fünfhundert-Dollar-Job nur eine gewisse Zeit investieren, andererseits hatte mein Zweihundert-Dollar-Apartment seine Nachteile: keinen Fernseher, keine Klimaanlage. Die Küche war zu klein, um mit ihr etwas anzufangen; ich hatte fast keine Bücher aus den Staaten mitgebracht. Ob ich wollte oder nicht, ich musste einen Großteil meiner Zeit in der Stadt verbringen.

Die Mahlzeiten wurden für mich zum größten Problem. In China hatte mir immer die Intimität der preiswerten Restaurants gefallen, und mein Chinesisch hatte ich in Noodle-Shops und Teehäusern gelernt. Jetzt aber musste ich eine neue Körpersprache lernen: Ich zog den Kopf ein, lächelte und versuchte, freundlich zu wirken. Ich nickte bei allen Kommentaren, sogar bei den lächerlichsten. Manchmal kamen Leute auf das Thema Taiwan zu sprechen und waren dabei auf den Opiumkrieg 1839-1842 fixiert und auf die historischen Misshandlungen Chinas durch ausländische Mächte. Ein paar Chinesen erzählten mir, Amerika sei eine Nation ohne Geschichte, und deswegen fehle ihr ein moralischer Kern. Wann immer mich jemand nach meiner Nationalität fragte, sagte ich die Wahrheit – ich wollte in dieser Stadtgegend leben, und jede Lüge hätte spätere Komplikationen nach sich ziehen können.

Von nun an aß ich meist in Yabaolu, das auf halber Strecke zwischen dem Büro und meiner Wohnung lag. Yabaolu war der russische Bezirk. Händler aus der früheren Sowjetunion und aus Zentralasien kauften dort im großen Stil in chinesischen Fabriken hergestellte Kleidung ein. Von allen Möglichkeiten in der Nähe meiner Wohnung war Yabaolu die beste Option für einen Mann aus dem Westen, der nicht auffallen wollte. Aber ich passte nicht wirklich dorthin. Die meisten Russen waren groß, hatten schwere Oberkörper und kurze, dünne Beine, die wie laufende Scheren aussahen, wenn sie über die Bürgersteige stolzierten. Sie hatten derbe Gesichter und häufig krumme Nasen, die auf frühere Nasenbeinfrakturen hinzudeuten schienen. Die schlaffen Tränensäcke unter den Augen waren wohl die Folge von Berufsstress oder der Schatten von Wodka. Ihr Geld trugen sie in Kunststoffbeuteln mit sich herum, die sie unter ihren gefüllten Bäuchen fest verzurrt hatten.

Die russischen Händler beherrschten das Viertel, daneben gab es in Yabaolu viele andere ethnische Gruppen. Die meisten Restaurants und Geschäfte gehörten Han-Chinesen (Volkschinesen), doch ein paar Lokale waren auch von Angehörigen der einheimischen muslimischen Minderheiten eröffnet worden. Nach dem Vorfall mit der Bombardierung hielt ich diese Restaurants für die sichersten; falls dort Chinesen essen gingen, würden sie wahrscheinlich keinen Ärger machen wollen. Und die Muslime würden wegen der Nato-Aktionen im Kosovo wohl kaum so erbost sein.

Eines Abends ging ich in einen kleinen muslimischen Dumpling-Schuppen. Die anderen Gäste verstummten, als ich ihn betrat. An drei Tischen saßen Han-Chinesen, an einem weiteren Tisch zwei Uiguren, Angehörige einer ethnischen Gruppe, die vorwiegend muslimisch ist und aus der Region Xinjiang in Westchina stammt. Einen der Uiguren erkannte ich auf den zweiten Blick wieder – vor wenigen

Tagen hatte ich ihn in anderen Restaurants in der Umgebung gesehen, aber wir hatten nie mehr als ein schnelles Hallo miteinander gewechselt. In Yabaolu lebten viele Uiguren, in der Regel arbeiteten sie als Zwischenhändler. Für die Chinesen sahen sie teilweise ebenso fremd aus wie ich selbst.

Ich setzte mich allein an einen Tisch und bestellte Dumplings und ein Bier. Die Kellnerin lächelte, als sie die Flasche und den Teller brachte. Es dauerte nicht lange und einer der Chinesen fragte: »Aus welchem Land kommen Sie?«

Mit meiner Antwort zog ich alle Blicke auf mich. Der Mann fragte, warum die Amerikaner Weltpolizei spielen müssten; ein anderer Gast murmelte etwas über den Opiumkrieg. Ein dritter ritt auf dem unvermeidlichen Technologiethema herum: »Wenn Amerika ein so modernes Land ist, wie konnte es dann bei der Bombardierung überhaupt von einem Fehler sprechen?«, sagte er. »Die Geschichte mit der alten Karte ist einfach lächerlich.«

Ich räumte ein, dass die Ereignisse auch mich verwirrt hätten, und versuchte, mich wieder den gefüllten Teigtaschen zuzuwenden. Der Mann wiederholte seine Frage. »Die Amerikaner können vom Weltraum aus alles sehen«, sagte er. »Wie konnten sie mit so überragenden Fähigkeiten das falsche Gebäude bombardieren?«

Ich starrte auf meinen Teller und hoffte, er würde sein Interesse verlieren. Der Mann wollte gerade wieder anheben, als sich der Uigure, den ich wiedererkannt hatte, einmischte. »Ein so überragendes Know-How«, sagte er, »warum hat Amerika damit nur drei Chinesen getötet?«

Im Restaurant wurde es totenstill. Der Chineser fragte den Uiguren, worauf er hinauswolle, und der Mann lächelte. »Ich sage nur, wenn Amerika ein so großes Land ist und eine so moderne Technik hat, dann sollte es in der Lage sein, mehr als drei Chinesen zu töten, wenn es das will.«

»Feihua!«, rief einer der Chinesen. »Das ist Quatsch!«

Aber der Uigure redete weiter. »Sei kein Trottel und glaub nicht all das Zeug im Fernsehen«, sagte er. »Wenn die Amerikaner Chinesen töten wollten, dann wären Sie auf der Stelle tot.«

Die anderen klinkten sich in das Gespräch ein, und zehn Minuten lang schlug die Diskussion hohe Wellen. Man hatte mich vergessen, ich aß ich in Ruhe weiter und bezahlte. Als ich gehen wollte, kam der Uigure zu mir und stellte sich vor. Auf einem Stück Papier notierte er seinen Namen und seine Handynummer. Er lud mich ein, ihn irgendwann zum Abendessen zu treffen. Alle anderen sahen schweigend zu. Die Diskussion flammte erneut auf, als ich in die Nacht entschwand.

Im diesem Frühjahr wurde es für mich zu einer Routine, ihn auf dem Handy anzurufen und mich zum Abendessen in Yabaolu zu verabreden. Keiner von uns sah je die Wohnung des anderen; dazu waren wir zu stolz. Er hatte ein Zimmer direkt neben dem Dumpling-Restaurant gemietet, eine sehr einfache Unterkunft, so dass er die öffentliche Toilette auf der anderen Straßenseite benutzen musste. Mir erging es nicht viel besser; jedes Mal, wenn mein Badezimmer Ärger machte, ging ich die Straße hinunter zum Swissotel. Wir sprachen nicht darüber, aber es kam unserer Freundschaft zugute, dass uns beiden vor dem Nachhauseweg graute.

Er hieß Polat und machte sein Geld als Händler in Yabaolu. Er war, wie viele Uiguren, sprachbegabt. Xinjiang ist einer der ethnisch vielfältigsten Landesteile. Dreizehn nichtchinesische Ethnien sind in der Region beheimatet. Die rund acht Millionen Uiguren sind die größte Gruppe. Polat konnte sich auf Uigurisch, Chinesisch, Russisch, Usbekisch, Kasachisch, Kirgisisch, Türkisch und Ungarisch verständigen. Er nutzte seine Sprachkenntnisse als Mittelsmann zwischen ausländischen Händlern und chinesischen Großhändlern. Außerdem tauschte er amerikanische Währung auf dem Schwarzmarkt, manchmal Zehntausende Dollar in einem einzigen Deal, was ihm eine Provision von einem Tausendstel einbrachte. Der private Währungstausch war jedoch illegal, und so viel Geld zu bewegen war gefährlich; 1999 wurden zwei uigurische Geldwechsler in Yabaolu ermordet. Polat handelte daher lieber mit Markenkleidung. (...)

Seit ich Polat gut kannte, erzählte er mir mehr von seiner Familie. Mitte der 1940er-Jahre hatte sich sein Vater der Armee der Republik Ostturkestan angeschlossen. Wie viele seiner Kameraden hatte er das Bild eines Gewehrs auf seine linke Schulter tätowieren lassen. Dieses Zeichen während der chinesischen Kulturrevolution zu tragen war gefährlich, und an ihrem Ende war der Mann ein Krüppel. Polat sagte, er würde darüber gern in einer wahren Geschichte der Uiguren schreiben. Und auch über seine persönlichen Erfahrungen, etwa seine Inhaftierung 1985 wegen seines Protests gegen die chinesische Herrschaft. Deshalb konnte er auch nicht mehr in Xinjiang unterrichten; er hatte die Provinz aufgrund des politischen Drucks verlassen. Er sagte auch, dass er vierzigtausend Dollar gespart habe, und schwor, eine Fluchtmöglichkeit nach Amerika zu finden, sobald das Geld und der Zeitpunkt stimmten.

Ich versuchte meinen Reiseartikel über Nanjing zu schreiben, gab aber schließlich auf. Meine Ausgaben konnte ich in den Wind

schreiben, mein Scheitern führte ich auf ein ungünstiges Timing zurück. Ich wandte mich anderen Projekten zu. Im Sommer schien die Erinnerung an die Bombardierung der Botschaft schon zu verblassen, nur ab und zu kamen die Chinesen noch darauf zu sprechen, aber nicht mehr mit Nachdruck. Wenn sie das Thema erwähnten, wirkten sie eher enttäuscht als wütend, weil ihre Regierung die amerikanische Entschuldigung und einen finanziellen Ausgleich für die Schäden an der Botschaft in Belgrad angenommen hatte. Fast nie traf ich einen Chinesen, der den Angriff für ein Versehen hielt.

Beim Ausschneiden von Zeitungsartikeln im Büro stieß ich manchmal auf eine Nachfolge-Story. Im Juli machte George Tenet, der Direktor des CIA, eine Zeugenaussage vor dem Kongress. Er räumte ein, dass von den neunhundert Zielen im Rahmen des Nato-Bombeneinsatzes nur eines ausschließlich von der CIA erkundet und ausgewählt worden war: die chinesische Botschaft. Tenet betonte, dass der Irrtum auf eine veraltete Karte zurückzuführen sei.

Drei Monate später veröffentlichte der »Observer«, eine Londoner Zeitung, einen investigativen Artikel, in dem behauptet wurde, die Bombardierung sei in der Tat vorsätzlich erfolgt. Der Story lagen Interviews mit drei in Europa stationierten Nato-Offizieren zugrunde, die sich von der Zeitung Anonymität zusichern ließen.

Ihnen zufolge hatten amerikanische Militärbeamte die chinesische Botschaft ins Visier genommen, weil sie insgeheim Milošević unterstützt hätte. Die Zeitung bekräftigte, Nato-Bomben hätten zuvor die Funkstation der Serben zerstört, woraufhin die Chinesen ihnen erlaubten, ihre Botschaft zu nutzen, um Militärkommandos in den Kosovo zu senden.

Der Observer mutmaßte, dass die Chinesen Milošević möglicherweise als Gegenleistung für den Zugang zu den Trümmern eines bereits zu einem früheren Zeitpunkt abgeschossenen Tarnkappenbombers halfen. Das abgeschossene amerikanische Flugzeug hätte für den chinesischen Nachrichtendienst großen Wert gehabt. Auf jeden Fall habe es eine Zusammenarbeit zwischen chinesischen Militärs und Serben gegeben. Und es treffe auch zu, dass die Nato – für ein Versehen –, doch recht präzise bombardiert hatte. Alle drei Bomben schlugen im südlichen Trakt der chinesischen Botschaft ein, wo sich das Büro des Verteidigungsattachés und das Zentrum des Nachrichtendienstes befanden. Das übrige Gelände blieb unversehrt; die Zahl der Todesopfer war erstaunlich gering. Wie viele andere ausländische Publikationen behauptete auch der »Observer«, dass zwei der drei toten chinesischen Journalisten in Wirklichkeit Offiziere des Nachrichtendienstes gewesen seien – in staatlichen Medien eine gängige Sache.

Aber das war's dann auch – keine Namensquellen, kein Beweis. Die Nato bestritt die Vorwürfe, und nur wenige amerikanische Zeitungen griffen die Story auf. Im Büro schnitt ich den Artikel aus und heftete ihn ab:

U.S -China – Austausch

U.S -China – Beziehungen

U.S -China – Botschaft Bombardierung

U.S -China – Gipfel

U.S -China – Handel

U.S -China – Skandal

Zu Fuss durch China

Rob Lilwall



Rob Lilwall, 1977 in London geboren, studierte Geographie. Der Schriftsteller, Abenteurer und Vortragsredner ist mit einer Chinesin verheiratet und lebt in Hongkong. Sein erstes Buch »Cycling Home from Siberia« erschien 2006 und wurde zusammen mit einer mehrteiligen TV-Serie produziert. Der vorliegende Band »Walking Home from Mongolia« ist Lilwalls zweites Werk, für das er mit dem Kameramann Leon McCarron für die begleitenden Fernsehfilme unterwegs war. Rob Lilwall und seine Frau leiten zudem das Kinderhilfswerk Viva, für das er Spenden sammelt.

Zu Fuss durch China
von Rob Lilwall,
übersetzt von Werner Löcher-Lawrence
Paperback, ca. 450 Seiten
eISBN 978-3-7701-9976-1
Preis 13,99 € [D]/14,99 € [A]/sFr. 21,00

Erscheint Oktober 2014 auch als E-Book

Abenteuerlicher Fußmarsch durch das Reich der Mitte

Rob Lilwall macht sich gemeinsam mit dem Kameramann Leon McCarron zu Fuß auf den Weg von der Mongolei nach Hause: Hongkong. Als sie einem Mongolen beim Tee in seiner Jurte ihr Vorhaben erklären, schreit der Mann nur: »China!« Sein Blick verfinstert sich, er schüttelt den Kopf und fährt sich mit der Hand über die Kehle. »Die Kehle aufschlitzen ... Will er das mit den Chinesen machen, oder denkt er, die Chinesen werden sie uns aufschlitzen?«, fragen sich die beiden. So beginnt ihre außergewöhnliche Reise. Sie laufen durch die Wüste Gobi, besuchen am Weg liegende Kulturstätten und durchqueren riesige Industriegebiete. Der Fußmarsch ist beschwerlich, die Strapazen sind gewaltig, und immer wieder geschieht Unerwartetes: Wegen fehlender Genehmigungen für ihre journalistischen Arbeiten werden sie in Polizeiverhöre verwickelt, sie geraten versehentlich in militärisches Sperrgebiet, das auf den Karten nicht verzeichnet ist, Abkürzungen erweisen sich als Sackgassen, und als ihnen das Geld ausgeht, findet sich kein Bankautomat ... Ein spannender und sympathischer Reisebericht, humorvoll und anregend geschrieben, der tiefe Einblicke in das heutige China gewährt

ROB LILWALL
**ZU FUSS
DURCH CHINA**

*Von der Wüste Gobi bis zum
Südchinesischen Meer*

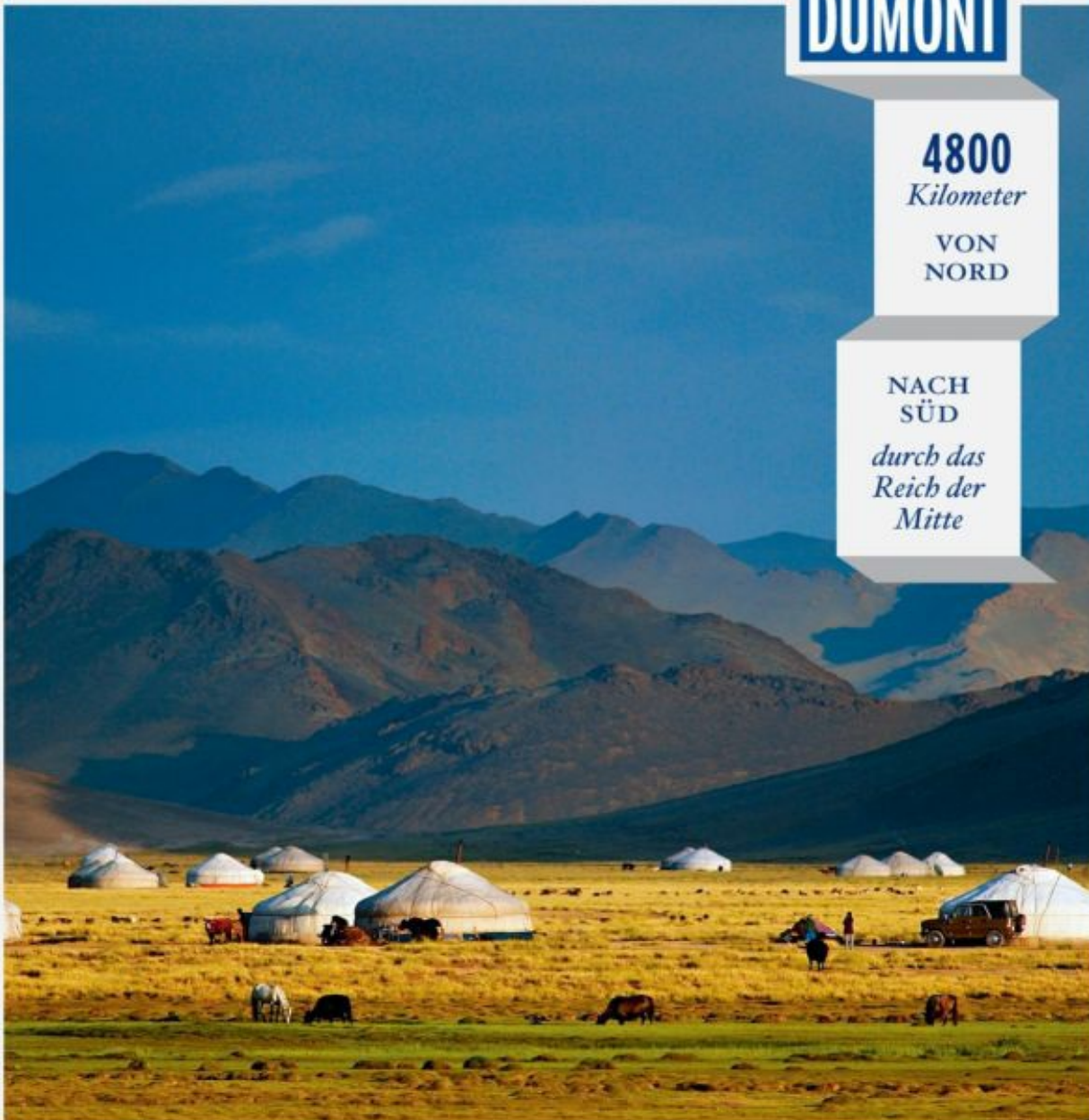


DUMONT

4800
Kilometer

VON
NORD

NACH
SÜD
*durch das
Reich der
Mitte*



Kapitel 1

Aufbruch in die Leere

14. November, Entfernung von zu Hause: 4.828 Kilometer

Ich stehe draußen vor dem heruntergekommenen Hotel, und der Himmel über mir ist frisch und blau. Ich befestige die vier Seile und die Karabinerhaken hinten an meinem Rucksack, schwinge mir das Ding auf den Rücken, nehme meine nagelneuen Wanderstöcke und schlüpfte schnell in die Handschuhe. Die Luft ist kalt, die Welt still. Mit meinem ersten Schritt straffen sich die Stricke meines Geschirrs, und der stählerne Anhänger, vor den ich gespannt bin, folgt mir gehorsam. Die Räder quietschen. Molly Brown ist mit hundert Kilo Camping- und Kameraausrüstung, Essens- und Wasservorräten bepackt. Die Stricke zerren an meiner Taille, ich trete vom Bürgersteig auf die Straße, und Mollys Räder schlagen hinter mir auf den Asphalt.

Ich sehe mich um. Mein Expeditionspartner und Kameramann Leon überholt mich. Auch er trägt einen Rucksack, zieht aber keinen Anhänger hinter sich her. Wir werden uns mit Molly Brown abwechseln, ich bin als Erster an der Reihe. Leon hält eine Kamera in der rechten Hand, und ich lasse ihn ein Stück vorgehen, bis er sich umdreht und zu filmen beginnt. Da setze auch ich mich wieder in Bewegung.

Wir befinden uns auf der Hauptstraße von Sainschand, einer kleinen Stadt in der südlichen Mongolei, mitten in der Wüste Gobi. Sainschand bildet den Beginn unserer Reise, und Hongkong, mein Zuhause, liegt fast fünftausend Kilometer südlich von uns. Heute ist der Tag eins.

Wie in den meisten Städten der Mongolei sieht man auch in Sainschand, dass dieses Land für den Großteil des 20. Jahrhunderts eine Marionette der Sowjetunion war. Zwar hat man die einfallslosen Wohnblöcke entlang der Straße in grellen Farben gestrichen, doch die alten uniformen, kommunistischen Fenster starren immer noch bitter und desinteressiert auf uns herunter. Ein großer grauer Schornstein speit schwarzen Rauch in die trockene, eiskalte Luft, und die schmalen Landstreifen zwischen den Gebäuden sind mit braunem Gobi-Staub bedeckt. Die offene Wüste können wir noch nicht sehen, denn Sainschand wird von einem kleinen Bergrat umgeben, und die erste Stunde unserer Expedition werden wir damit zubringen, hinter ihn zu gelangen.

Eine Handvoll Mongolen in dicken Mänteln und Schals kommt uns entgegen. Als sie Molly an mir hängen sehen, verziehen sich ihre groben, ernsten Gesichter zu einem amüsierten Lächeln. Autos werden langsamer und zockeln neben uns her, während ihre Insassen uns ebenfalls anstarren. Ich fühle mich seltsam losgelöst von der Welt und kann immer noch nicht glauben, dass es endlich losgeht. Ich habe keine Ahnung, was uns erwartet, was wir alles sehen und auf was für Menschen wir

treffen werden. Welche Abenteuer vor uns liegen.

An einer roten Ampel bleibe ich neben ein paar Autos stehen. Mittelalte Frauen überqueren die Straße, und als ich sie ansehe, fangen sie an zu kichern, worauf ich wohl etwas dümmlich lächle. Ich fühle mich wie ein Theaterpferd mit Karren. Als die Ampel auf Grün schaltet, fahren die meisten Autos geradeaus, aber Leon und ich biegen nach links ab, Richtung Süden, stadtauswärts und hinein in die Leere.

Die immer noch asphaltierte Straße windet sich in eine leichte Senke, bevor sie zu einer Öffnung im Grat hinaufführt. Am Rand der Stadt kommen wir an ein paar hölzernen Schuppen und ummauerten Grundstücken vorbei. Ich finde meinen Rhythmus und lehne mich ins Geschirr. Molly rollt vorwärts und ruckt gegen jeden neuen Schritt. Meine Stiefel sind bequem, aber noch ungewohnt, und ich hoffe, dass ich sie gut genug eingetragen habe. Die kalte Sonne brennt über uns, und allein Mollys Quietschen durchsticht die Stille, zusammen mit dem Klacken meiner Wanderstäbe auf dem Teer.

Jetzt geht es sanft bergauf, und Mollys Gewicht beschleunigt meinen Atem. Die kalte Luft schneidet mir in die Lunge. Es ist erst der 14. November und noch kaum tiefer Winter, dennoch haben wir bereits minus zehn Grad Celsius. Verglichen mit dem, was uns in den kommenden Monaten erwartet, ist das noch angenehm warm. Leon, der sich zum Filmen etwas hat zurückfallen lassen, schließt zu mir auf, und Minuten später erreichen wir die Lücke im Grat. Gemeinsam bleiben wir stehen und sehen hinaus in die Wüste Gobi. Es ist eine gigantische braune Staub- und Schotterebene, weit wie ein Ozean, der sich unverhüllt in alle Richtungen ausbreitet. Fern am Horizont kann ich eine feine Linie Hügel und Erhebungen ausmachen, dahinter schmilzt die Welt ins Nichts.

Ich schüttele den Kopf. »Gott, riesiger geht's nicht. Hast du wirklich Lust, da durchzulaufen?«

»Naja, wo wir schon mal hier sind«, sagt Leon mit seinem nordirischen Akzent und lächelt mir zu. Er hat schlaffes braunes Haar und ein jugendliches, frisch rasiertes Gesicht. Mit seinen fünfundzwanzig ist er neun Jahre jünger als ich. Er legt seine Stöcke zur Seite und baut das Stativ auf.

Von hier aus ist es schwer zu ermessen, wie weit sich das Land tatsächlich hinzieht und wie lange wir brauchen werden, es zu durchqueren. Vor einer Woche, auf unserem Flug in die mongolische Hauptstadt Ulan Bator, habe ich hinunter auf die zerfurchten Ebenen geblickt und überlegt, dass wir für die Strecke, die uns mit dem Flugzeug eine Minute kostete, da unten zu Fuß einen halben Tag brauchen würde.

Ich sehe jedoch, dass die Ebene nicht völlig leer ist. Die Asphaltstraße wächst in sie hinein, allerdings nach Südwesten, und wir gehen nach Südosten. Wir werden eine der staubigen Jeep-Pisten nehmen, die sich über das Land ziehen. Ich hole meinen Kompass heraus und finde bestätigt, dass die markanteste der Pisten etwa in unsere Richtung führt. Rund einen Kilometer entfernt steht ein weißes Filzzelt neben ihr, eine nomadische Ger, eine Jurte. Sie steht ganz allein für sich, trutzig, als wäre sie der letzte Außenposten der Zivilisation.

Leon ist noch über seine Kamera gebeugt. Ich warte, bis er eine weite Panorama-Aufnahme gemacht hat.

„Wollen wir weiter?«, frage ich.

»Ich filme noch etwas. Geh du voraus.«

Einen Moment lang erfüllt Stille die Luft. Das ist er also, unser Aufbruch in die Leere. Nach Monaten hektischer Planung ist nichts mehr zu besprechen, auf nichts mehr zu warten, nichts mehr vorzubereiten. Ich hole tief Luft und lehne mich in mein Geschirr. Mollys Räder beginnen sich zu drehen. Ich verlasse den Asphalt und trete auf die braune Erde. Die Reise der zehn Millionen Schritte hat begonnen.

Die Jurte

14. November, Entfernung von zu Hause: 4.823 Kilometer

Mollys Räder knirschten über den Schotter, als ich die ersten Schritte in die Wüste machte. Das Land war kahl und abweisend, doch ich sah, dass es mit trockenen Grasbüscheln bedeckt war, und in der Ferne konnte ich einige große braune Tiere ausmachen. Vielleicht gehörten sie zu der Jurte, der Ger, vor mir.

Während ich mich langsam darauf zu bewegte, kam ein Mann aus ihr heraus, stieg auf ein Motorrad und holperte durch den Staub auf mich zu. Als er mich erreichte, hielt er an. Er war etwa dreißig, hatte einen dünnen Bart, und sein Gesicht erinnerte mich, der ich die Züge der Menschen hier nicht gewohnt war, an Dschingis Khan. Der Mann trug einen langen grünen Umhang mit einer orangefarbenen Schärpe um die Taille und auf dem Kopf eine rote Baseballkappe, auf der zusätzlich noch ein Bauhelm saß.

Ich lächelte und nickte. »Hi«, sagte ich.

Der Mann betrachtete Molly und musterte mich von Kopf bis Fuß. Ich trug eine Jacke und eine Hose aus Hongkong, synthetisch, winddicht, dazu eine billige Sonnenbrille und eine mongolische Kaninchenfellmütze aus Ulan Bator.

»Ger, Ger!«, rief der Mann über den Lärm seines Motorrads hinweg und deutete auf die Jurte. »*Dschid, dschid.*«

Ich schloss, dass er mich in seine Jurte einladen wollte, war aber nicht ganz sicher.

»Danke. Ich bin in ein paar Minuten da«, sagte ich auf Englisch und machte eine Geste zu Molly hin.

Der Mann grunzte und zuckte mit dem Kopf, gab Gas und fuhr zu Leon, der etwa zweihundert Meter hinter mir war. Kurz bevor ich die Jurte erreichte, überholte mich das Motorrad wieder. Der Mann winkte mir zu, ich solle mich beeilen, und verschwand durch die niedrige Jurtentür.

»Ich glaube, er will uns zu einer Tasse Tee einladen«, sagte ich, als Leon herankam.

»Ich glaube auch. Ich weiß, wir hoffen auf etwas Gobi-Gastfreundschaft, aber so schnell hätte ich noch keine Einladung erwartet.«

Ich schnürte den Anhänger los und stellte ihn ab. Die grauweiße Jurte war perfekt rund, zweieinhalb Meter hoch und etwa sechs Meter im Durchmesser. Sie war nicht mit Schnüren und Heringen im Boden verankert, trotzdem musste es eine äußerst

stabile Konstruktion sein, denn die Wüste Gobi ist für ihre Stürme bekannt, die nach den Berichten von Reisenden Zelte und Jurten zerfetzen können. Vor dem Eingang scharften ein paar weiße Hühner im Schmutz. Leon und ich traten ein.

Der Raum war rund, warm und behaglich und roch leicht nach süßer Milch. Ich schob mir die Sonnenbrille auf den Kopf, und meine Augen gewöhnten sich an das Dämmerlicht. An den Wänden der Jurte standen mehrere Betten, Tische und Truhen, alle mit bunten, eckigen Formen bemalt. Hölzerne Sprossen woben sich im Zickzack die Wände hinauf und trafen sich in der Mitte des Dachs, wo das Rohr des zentralen Ofens nach draußen führte. Neben dem Ofen stand ein großer Eimer mit getrocknetem Dung. Auf einer Seite der Jurte saß ein mittelaltes Paar und sah sich in einem alten Farbfernseher eine mongolische Serie an.

Der Motorradfahrer machte eine Geste zu einer Bank hin. Wir setzten uns, und er stellte zwei Tassen mit lauwarmem Tee auf den Tisch.

Er setzte sich zu uns. »Mein Name ist Sahana«, sagte er und deutete auf sich. Dann zeigte er auf uns und sagte: »Mein Name ist?«

»Mein Name ist Rob«, »Mein Name ist Leon«, sagten wir.

»Rob ... Leon«, wiederholte Sahana, und dann: »*Hourse, hourse*.«

»Ja, *horses*«, sagte ich, »Pferde.« Ich nahm an, dass die Tiere, die ich in der Ferne gesehen hatte, Sahanas Pferde waren. »Wie viele haben Sie?« Ich tippte mir zählend über die Finger der linken Hand.

Sahana verstand mich offenbar nicht, sagte aber: »Ja, ja, *hourse*«, und zeigte auf den Boden.

Vielleicht meinte er, dass die Jurte sein Haus war? Sich über unsere Tassen Tee hinweg mit ihm zu unterhalten, erwies sich als schwierig. Der Großteil der vor uns liegenden Reise würde durch China führen, und so hatten wir uns bei unseren Sprachübungen auf Mandarin konzentriert. Das einzige mongolische Wort, das wir kannten, war *biacla*: danke. Aber wir hatten einen ins Mongolische übersetzten Brief dabei, der unsere Reise erklärte. Auf früheren Unternehmungen hatte ich oft solche schriftlichen Erläuterungen benutzt. Ich nannte sie meine »magischen Briefe«, denn wenn die Leute erst einmal begriffen, was ich machte, waren sie für gewöhnlich weniger argwöhnisch und eher bereit zu helfen.

Ich holte den Brief hervor und reichte ihn Sahana. Er griff danach, sah ihn kurz an und legte ihn auf den Tisch. Vielleicht konnte er nicht lesen, oder vielleicht redete er auch einfach lieber. Ich zog die Fotokopie einer Landkarte heraus und versuchte erneut, unseren Plan zu erklären.

»Wir gehen nach Zamyn-Üüd«, sagte ich und fuhr mit Zeigefinger und Mittelfinger über die Karte. Zamyn-Üüd lag an der Grenze zu China, rund zweihundertvierzig Kilometer von Sainschand entfernt, das waren etwa zwei Wochen zu Fuß. Ich versuchte es ihm auf der Karte zu zeigen.

»Zamyn-Üüd, hmm.« Sahana nickte und sah Leon an, der die Kamera auf uns richtete.

»Ist es okay, wenn ich Sie filme?«, fragte Leon.

»Nein, nein«, sagte Sahana, schüttelte mit dem Kopf und bedeutete Leon, er solle die Kamera wegstecken. Leon nahm sie herunter. Die Frau, die zu uns

herübergesehen hatte, stand auf und schaltete einen anderen Sender ein. Wieder sahen wir auf die Karte, und ich fuhr mit dem Finger die Route entlang, die wir nehmen wollten. Hinter der mongolischen Grenze ging es nach China hinein, was jedoch nicht hieß, dass wir die Wüste Gobi hinter uns hatten. Sie reichte weit nach Süden auf chinesisches Territorium, noch einen Monat würden wir durch sie ziehen. Irgendwann dann würden wir die Große Mauer erreichen und damit ins »Innere« Chinas gelangen, das Kernland seiner alten Zivilisation. Nach Westen gewandt, wollten wir der Großen Mauer eine Weile folgen, bevor wir uns erneut nach Süden wenden und entlang der Fluten des Gelben Flusses auf die alte Kaiserstadt Xi'an zubewegen würden. Von dort sollte es weiter in Richtung Süden gehen - durch die unzähligen Berge und Gebirgsketten, die Täler und Städte Südchinas, durch Wald und Feld, bis wir das Meer und Hongkong erreichten. Ich ging davon aus, dass die gesamte Reise etwa fünf Monate dauern würde. Das war jedoch alles viel zu kompliziert, um es unserem Gastgeber zu erklären, und so sagte ich nur: »Durch China.«

»China!« Sahanas Blick verfinsterte sich, und er schüttelte den Kopf. Er schien erregt und fuhr sich mit der Hand über die Kehle.

»Die Kehle aufschlitzen.« Ich sah Leon an. »Will er das mit den Chinesen machen«, fragte ich ihn, »oder denkt er, die Chinesen werden sie uns aufschlitzen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Leon. »Vielleicht beides?«

Sahana begriff wohl, dass ich ihn nicht ganz verstand, beugte sich unversehens über den Tisch, packte mich und legte seine kräftigen Finger um meinen Hals. Ich nickte panisch und stotterte: »Ja, okay, Sie mögen China nicht.«

Die wilden mongolischen Nomaden der Grassteppe, jener sich durch Zentral- und Nordasien ziehenden Ökoregion, und der unfruchtbaren mongolischen Wüste unterschieden sich zutiefst von den sesshaften Landwirten Chinas, des Reichs der Mitte, und waren durch die Zeitalter mit ihnen verfeindet. Die Verachtung beruhte auf Gegenseitigkeit. Die Seide und Dichtung liebenden Chinesen betrachteten die Nomaden als unzivilisierte, barbarische Analphabeten, halb Mensch, halb Tier, Raufbolde, die fermentierte Milch tranken und kehlige Lieder sangen. Für die Nomaden waren die Chinesen reiche, tyrannische Steuereintreiber, und sie nutzten ihre gewandten, überlegenen Reitkünste, um regelmäßig plündernd in das Land ihrer Feinde einzufallen, manchmal mit erstaunlichem Erfolg. Im 17. Jahrhundert jedoch annektierte China die Mongolei und verleibte sie für mehrere Jahrhunderte dem eigenen Territorium ein – und vielleicht verbitterte das Sahana noch heute.

Als könnte er meine Gedanken lesen, sagte Sahana jetzt plötzlich: »Dschingis«, und hob die Daumen. Dann sagte er: »China«, und beugte sich ein weiteres Mal zu meiner Kehle vor.

Vom ersten Moment an, nachdem wir in der vorangegangenen Woche in Ulan Bator gelandet waren, hatten wir begriffen, dass Dschingis Khan, der größte Plünderer von allen, ein Nationalheld war. Der Flughafen der Hauptstadt war nach ihm benannt, und am Parlamentsgebäude saß eine riesige Dschingis-Khan-Statue. Sein Bild prangte auf Wodkaflaschen und auf Geldscheinen.

»Ah, ich verstehe«, sagte ich, nickte und wich zurück. »Sie mögen Dschingis Kahn,

es gefällt Ihnen, wie er China erobert hat.«

Obwohl er so nett gewesen war, uns in seine Jurte einzuladen, begann Sahana, je länger wir ihm gegenüber saßen, zunehmend dem großen Eroberer und Plünderer zu ähneln. Genetische Studien haben erwiesen, dass 0,2 Prozent der Weltbevölkerung, in der Mongolei selbst sind es zehn Prozent, Nachfahren Dschingis Khans sind. Es schien durchaus realistisch anzunehmen, dass der freundliche, aber ruppige Sahana, der wieder und wieder nach meiner Kehle griff, zu ihnen gehörte.

Je länger wir redeten, desto launischer wurde unser Gastgeber, und ich begann mich zu fragen, ob er getrunken hatte. Mit stechendem Blick knurrte er mich an, ließ heulende Geräusche hören und fuhr sich erneut über die Kehle.

»Ah, Wölfe«, sagte ich. »Nun, wir haben unsere Stöcke.« Gestikulierend versuchte ich ihm zu erklären, dass wir alle Angreifer abwehren würden. Ich wusste, es gab Wölfe, ja sogar Schneeleoparden und Bären in der Gobi, die Chancen, eines von diesen Tieren zu Gesicht zu bekommen, ganz zu schweigen davon, von ihnen gefressen zu werden, waren jedoch eindeutig äußerst gering.

Sahana war unbeeindruckt und schüttelte murmelnd den Kopf. Es schien an der Zeit zu gehen.

»Wir sollten weiter«, sagte ich zu Leon.

Er nickte.

Wir sagten: »*Biacla*«, nahmen den magischen Brief und standen auf. Sahana folgte uns nach draußen. Als ich mich wieder vor Molly spannte, zeigte er nach Süden.

»*Khamariin Khiid*«, sagte er, und das »Kh« klang wie ein Husten. Sein Gesicht entspannte sich etwas.

Khamariin Khiid war ein buddhistisches Kloster mitten in der Wüste. Wir hofften, in drei Tagen zu ihm zu gelangen und dort unsere Wasservorräte auffüllen zu können. Sahanas ausgestreckter Arm schien zu bestätigen, dass die Jeep-Piste, die wir ausgesucht hatten, die richtige war. Das zumindest beruhigte uns.

Wir schüttelten Sahana die Hand, sagten noch ein paarmal: »*Biacla*« und machten uns auf den Weg. Sahana stand da und sah uns hinterher. Wenig später drehte ich mich um und sah, dass seine Jurte nur noch ein kleiner, verschwimmender weißer Fleck in der riesigen Weite war, die für eine Weile unser Zuhause sein sollte.

Die letzten Tage der Wildnis

Rolf Neuhaus



Rolf Neuhaus, geboren 1951, promovierter Historiker, hat sich als Reisejournalist auf die Iberische Halbinsel spezialisiert. Stammplatz seiner Reiseberichte ist seit mehr als zwanzig Jahren das »Reiseblatt« der FAZ. Seine Bücher, etwa über das maurische Spanien oder die Literaturmetropole Madrid, gehören zu den feinfühligsten ihrer Art. »Die letzten Tage der Wildnis« ist sein persönlichstes Buch, in dem er die Suche nach grünen Inseln der Natur zugleich auch als Suche nach dem eigenen Eden begreift. Er lebt in Andalusien.

Die letzten Tage der Wildnis
von Rolf Neuhaus

Paperback, ca. 256 Seiten

eISBN 978-3-7701-9951-8

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Erscheint im Mai 2014 auch als E-Book

Wo die Entenmuschelpflücker der Brandung trotzen

...

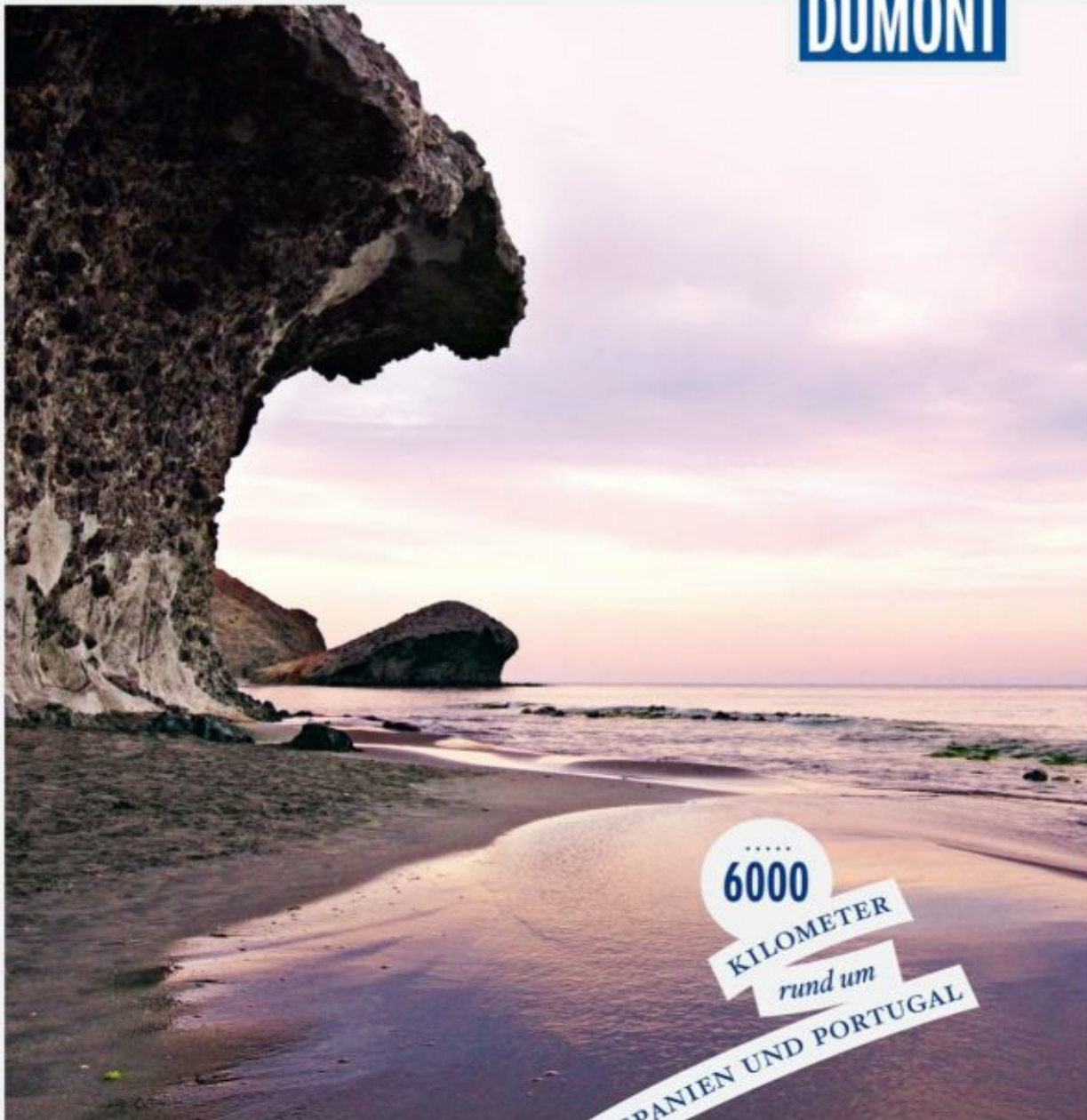
Fast vierzig Jahre nach seiner ersten Umrundung Iberiens geht der Reisejournalist und Buchautor Rolf Neuhaus noch einmal auf Fahrt entlang der Küsten Festland-Spaniens und Portugals. Diesmal ist er auf der Suche nach Naturräumen, die die rasante Entwicklung der letzten Jahrzehnte überstanden haben, die vom Bauboom ausgespart und vom Tourismus übersehen wurden. Er wird fündig, wandert tagelang über nahezu unberührte Steilfelsen und Strände, unternimmt ausgedehnte Fahrradtouren durchs Hinterland, paddelt in fjordähnlichen Meereseinbuchtungen und fährt hinaus zu vorgelagerten, vergessenen Inseln, deren Namen selbst die meisten Spanier und Portugiesen noch nie gehört haben. Der Autor wartet mit ungeduldigen Fischern in Hafenkneipen auf das Nachlassen des Sturms, beobachtet Entenmuschelpflücker bei ihrer halsbrecherischen Arbeit und hört sich die Klagen der Reisbauern über abstruse Umweltschutzauflagen an. Er lernt viel über die Eldorado-Mentalität der modernen Selfmademen, spricht mit Naturschützern über die Zerstörung der Küsten und ahnt, wie schwierig es in der Nachkrisenzeit werden wird, sie vor der vollständigen Verbauung zu bewahren, wenn die Hydra der der Spekulation ihre Häupter wieder erhebt.

ROLF NEUHAUS
**DIE LETZTEN TAGE
DER WILDNIS**

*Eine Reise um
die Iberische Halbinsel*



DUMONT



.....
6000

KILOMETER

rund um

SPANIEN UND PORTUGAL

Die Apfelwein-Ria

Tazones lag bunt am Berg und schrie zum Himmel. Roch nach Fisch, Meeresfrüchten und Apfelwein und rief nach Gästen. Grell und glänzend stachen seine grün, blau oder rot lackierten Fenster, Türen und Holzbalkone aus dem Fassadenweiß heraus und schauten aufs Meer hinaus, als müssten die Gäste auf Schiffen kommen. Dabei befand sich oberhalb des kleinen, zum Meer abfallenden Ortes eigens ein Besucherparkplatz. Er war ebenso leer wie die Restaurants, die aus den ein- bis zweistöckigen Fischerhäusern auf die Gassen quollen. Wochentags lebte Tazones wie in der Vergangenheit, Auge in Auge mit dem Meer. Es widmete sich allerdings nur noch dem Küstenfischfang, nicht mehr dem Handel mit Holland, Frankreich, England, Irland wie noch im sechzehnten Jahrhundert.

Damals kamen die Gäste übers Meer – und was für Gäste! Am 19. September des Jahres 1517 staunten die Bewohner Tazones' nicht schlecht, als sie eine große Anzahl Schiffe sichteten, die Kurs auf den Ort hielten. Sie befürchteten schon die Invasion einer fremden Macht oder einen Piratenüberfall und die Plünderung ihres Dorfes. Doch dann erkannten sie die königlichen Insignien und beruhigten sich. Es waren drei Geschwader, ein holländisches, ein seeländisches und ein spanisches, zusammen mehr als fünfzig Schiffe, eine ganze Armada. Sie warfen Anker in der Bucht von Tazones und sandten in einem Beiboot Emissäre aus, die den Leuten die Ankunft des neuen Königs meldeten. Carlos I., im Jahr 1500 in Gent geborener Sohn Philipps des Schönen und Johannas der Wahnsinnigen, Erbe des spanischen Throns, 1516 in Brüssel zum König von Kastilien und Aragonien proklamiert, kam von Flandern, um seine Herrschaft anzutreten. Vor elf Tagen hatten sie ihre Reise angetreten, ihr Ziel war eigentlich Santander gewesen, dort warteten sicherlich bereits seit Tagen die Autoritäten, um dem jungen König, der kein Spanisch sprach und verstand, einen gebührenden Empfang zu bereiten. Doch die Flotille war in Unwetter und Stürme geraten und vom Kurs abgekommen. Die Seeleute und Fischer von Tazones halfen Carlos und seinem Gefolge, spanischen Boden zu betreten, und verköstigten die Gesellschaft so gut es ging. Da aber Tazones dem König, der später in Aachen als Karl V. zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gekrönt werden sollte, keine angemessene Unterkunft zu bieten vermochte, brachten sie ihn samt Hofstaat noch am selben Abend in Ruderbooten durch die Ría nach Villaviciosa, wo er im Stadtpalais derer von Hevia Aufnahme und für einige Tage Ruhe fand, bevor er über Land nach San Vicente de la Barquera und weiter nach Santander zog.

Ich traf den weißbärtigen Carlos in El Puntal an der Ría. Er arbeitete an einem alten, auf der Straße vor seinem Haus aufgebockten Boot, das er generalüberholte und als Hausboot vermieten wollte. Er stammte aus Palencia tief im Landesinnern, dessen Flüsse er von frühester Jugend an im Kajak befahren hatte. Mit siebzehn Jahren begann er, an Wettkämpfen teilzunehmen, doch nach einem Unfall in Venezuela ließ er das sein. Gleichwohl paddelte er weiter, unternahm

Bootswanderungen auf den Flüssen Iguazú, Paraná und Orinoco, an den Küsten der Iberischen Halbinsel und der Kanaren und Balearen oder in der Meerenge von Gibraltar, die er sechzehnmal kreuzte. Er gründete mehrere Kanuklubs, wurde Vorstandsmitglied des spanischen Kanuverbandes und leitete neun Jahre lang die Nationale Kanuschule. Dann gab er während fünfzehn Jahren Paddelkurse auf dem Stausee von Burguillo und organisierte Wildwasserfahrten auf dem Río Alberche in der zentralspanischen Sierra de Gredos. Er verfasste Kanuhandbücher, entwarf und patentierte technische Neuerungen und fertigte die ersten in Spanien edierten nautischen Karten mehrerer spanischer Flüsse an. Seit fünf Jahren steht sein Bootsschuppen nun an der Ría de Villaviciosa in Asturien.

»Du willst in der Ría paddeln?«, fragte er mich.

»Wenn möglich, auch an der Küste.«

»Kannst du eskimotieren?«

»Nein. Ist das Voraussetzung?«

»Wie Schwimmen für das Paddeln auf einem See. Wer die Eskimorolle beherrscht, kann überall fahren. Komm morgen früh um zehn, dann sehen wir weiter«, entschied Carlos und empfahl mir ein kleines Landhotel ganz in der Nähe.

My Home is my Island

Zwei Stunden später fand ich mich auf der Terrasse des verschachtelt angelegten, weinrot gestrichenen und geschmackvoll eingerichteten Hotels wieder, das Luis und Jenny zugleich Zuhause war, und schaute über den großen, hauptsächlich mit Apfelbäumen bestandenen Obst- und Gemüsegarten in die hügelige, vor Grün trunkene Wald- und Wiesenlandschaft der Ría. Luis hatte eine Flasche hausgemachten Apfelweins aus dem Külschrank geholt, entkorkte sie, nahm eines dieser hohen, breiten und feinen Sidra-Gläser in die Hand, reckte den anderen Arm hoch über den Kopf und kippte die Flasche sachte, bis ein dünner Strahl aus ihrem Hals floss, den er am inneren Rand des weit unten gehaltenen Glases aufzufangen trachtete. Es spritzte, und es plätscherte auch einiges daneben, aber so musste es sein, damit die Natursidra ein wenig schäumte und ihr Aroma entfaltete. Und diese rituelle Übung wiederholte Luis alle nase lang, da jeder Schluck frisch kredenz werden musste. Das große Glas wurde nur mit einem Schlückchen gefüllt, und man hatte es ex zu trinken, aber doch nicht ganz zu leeren, man musste vielmehr einen kleinen Rest zurücklassen, den man auf den Boden schüttete, nachdem man das Glas mit ihm ausgespült hatte. Das war ein Tribut an die Tradition; früher wurde das Glas im Kreis der Trinker weitergereicht.

Luis kam kaum dazu, sich zu setzen. Er brachte ein Tablett mit Tellern voller Schlackwurst, Käse, Pasteten und Tortillastücken aus der Küche, und als Mundschenk oblag es ihm, zu jedem Häppchen ein Schlückchen zu dekantieren. Gut, dass ich der einzige Gast war, dachte ich, bei vollem Haus würde man wahrscheinlich verdursten. Oder man käme erst gar nicht in den Genuss dieser

zeremoniellen Gastfreundschaft, weil der Hausherr Besseres zu tun hätte. Gefährlich war nur, dass man schnell den Überblick verlor, wie viel von diesem erfrischenden, süffigen, fermentierten Most man bereits intus hatte. Die Flaschen auf dem Tisch zu zählen, war auch keine zuverlässige Methode; Luis hatte bestimmt schon einige abgeräumt oder im Gebüsch verschwinden lassen. Zu allem Überfluss kam er auch noch auf die Idee, mir den Sidrawurf beizubringen. Er stellte sich hinter mich, führte meine linke Hand mit dem Glas fast auf Kniehöhe, die rechte mit der Flasche hoch in die Luft und drehte sie Richtung Glas. Es klatschte nur so auf den Boden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen nahmen wir jeder eine Flasche zur Hand, setzten uns in die Sessel und füllten unsere Gläser auf kürzestem, sicherem Wege. Ich hörte Luis noch erzählen, dass er bei den letzten Gemeindewahlen für das Amt des Bürgermeisters kandidiert und seinen Freund Carlos, den Kanuten, für das Tourimusressort vorgesehen hatte. Dass er aber ganz froh war, kaum Stimmen bekommen zu haben, denn so konnte er sich ganz seinen Apfelbäumen und ihrem Saft und dem Haus und seinen Gästen widmen. Sein Haus und das Stück Land drumherum waren für ihn wie eine Insel, isoliert vom Rest der Welt, eine Zuflucht, ein Hafen, der Sicherheit und zugleich die Möglichkeit bot, Besuch zu empfangen. Dann wurde es dunkel vor dem Auge meines Gedächtnisses.

Zur Stadt der Laster

Im Eukalyptushain hinter dem kleinen Hafen von El Puntal begann Carlos mit den Instruktionen. Er setzte sich ins Boot, ließ sich seitwärts auf den Sandboden fallen, versuchte, den Oberkörper vorzubeugen, was auf dem Trockenen nicht funktionierte, stattdessen drehte sich das Boot an ihn heran. Dabei erklärte er aus seiner Seitenlage auf dem Boden, dass man das Paddel zuerst seitlich längs halten, dann im Neunzig-Grad-Winkel zum Boot ausrichten, einen kräftigen Schlag tun und gleichzeitig mit einem Hüftschwung sich aufrichten musste. Er stemmte das Paddel gegen den Boden und schnellte wie ein Stehaufmännchen zurück in die Ausgangsposition. Dann war ich dran. Ich schlug mit der Schulter unsanft auf den Boden, lag auf der Seite wie eine Fliege auf dem Rücken, fuchtelte mit dem Paddel in der Luft herum und kam mit meinen steifen Knochen keine zehn Zentimeter hoch. Nach mehreren Versuchen gelangte Carlos wohl zu dem Schluss, dass mit mir unflexiblen teutonischen Dickschädel oder Quadratkopf, wie die Spanier sagen, auf die Schnelle kein Blumentopf zu gewinnen war, dass es vielmehr eines mehrstündigen Komplettkurses im Wasser bedurfte, bis ich den Dreh heraus hatte, dass das feuchte Element sich bis dahin aber zurückgezogen haben würde, so dass ich nicht einmal mehr in der Ría hätte paddeln können.

»Besser, du fährst jetzt mit der Flut die Ría hinauf«, meinte er. »Keinesfalls aufs Meer hinaus! Und pass auf, wenn du zurückkommst. Bei Ebbe kann das ablaufende Wasser eine Geschwindigkeit von neun Knoten erreichen, mehr als viele Flüsse

aufzuweisen haben. Wo das Wasser auf die Brandung stößt, bilden sich tiefe Wellentäler und bis zu zweieinhalb Meter hohe Kämme in kurzer Folge. Es ist schwierig, hinauszufahren. Man kann es versuchen, doch man muss es auch können.« Er zeigte mir noch seine kraftsparende Paddeltechnik, bei der die Armbewegungen durch Mitschwingen des Oberkörpers unterstützt wurden, dann ließen wir das Boot zu Wasser.

Die Flut trug mich auf Händen ins Land, und das Kajak fand von alleine den Weg. Die kurzen Bäche aus den Küstenbergen, die die Ría ernährten, hatten dem Meer nicht viel entgegenzusetzen. Es machte Spaß, die Paddelblätter leicht ins Wasser zu tauchen und am Ufer entlangzurauschen, nahezu ohne Kraftanstrengung übers Wasser zu segeln und dabei in die Berge zu sehen, auf Wiesen und Felder und Wälder, die neidisch hinter mir herschauten, grün vor Neid auf meine Leichtigkeit. Bald ging es mir sogar zu schnell, ich mochte lieber meine Schwerelosigkeit genießen, schließlich erwartete mich in Villaviciosa ja kein Empfangskomitee. Auch mochte ich die Vögel nicht erschrecken, die am Ufer, auf Inseln und Poldern hockten. Ich ging also in Gleitflug über, ließ mich lautlos treiben, so aber schreckte ich die Vögel erst recht auf, weil mein unangekündigtes Auftauchen sie überraschte. Viele waren es nicht, es hatte sich wohl noch nicht genügend herumgepiepst, dass die Ría neuerdings Schutzzone nach der Ramsar-Konvention war. Was aber die Reiher, Wildenten, Möwen, Kormorane seit längerem wissen mussten, war, dass der Mensch die Ría ihrerwegen zur Reserva Natural erklärt hatte, weil sie das am besten erhaltene Marschgebiet Asturiens darstellt. Schwerer von Begriff als jeder Vogel, hatte der Mensch ein spätes Einsehen gehabt. Mehr als ein Jahrhundert, nachdem er Schilf und Binsen zum großen Teil ausgerissen und Polder aus den Marschen gemacht hatte, dämmerte es ihm, dass die Trockenlegung den Wasservögeln nicht besonders bekam.

Auch sonst hatte der Mensch Hand an die Ría gelegt, weil sie mit der Zeit verlandete, die Schiffe nicht mehr bis Villaviciosa kamen und ihre Fracht in Tazones oder El Puntal auf Barkassen umgeladen werden musste. Man hatte Wellenbrecher und einen Kanal in die Mündung gelegt, weil sie versandete, in El Puntal das Hafenbecken und in Villaviciosa eine Anlegestelle mit so geringer Wassertiefe gebaut, dass sie schon bald nicht mehr angelaufen werden konnten. Schlanke Paddelboote gelangten jedoch nach wie vor bis Villaviciosa, dieser üppigen, fruchtbaren oder lasterhaften Stadt, wie ihr Name suggeriert, wenigstens an ihren Rand. Ich zog das Kajak an Land und band es an einen Baum. Bis zum kleinen historischen Stadtkern hatte ich nicht allzu weit zu laufen. Mich überraschte die Vielzahl schöner alter Palais wie dasjenige der Señores von Hevia, in dem einst der siebzehnjährige deutsche Kaiser in spe abgestiegen war, weswegen »Villa« nun den deutschen Doppeladler im Wappen führte. Mehr noch überraschte mich die Vielzahl von Müßiggängern, die Straßencafés, Bars, Restaurants und Sidrerías füllten, wie jene Sidrakneipe, in der ich abstieg, um eine Fabada zu essen, den asturischen Nationaleintopf mit weißen Riesenbohnen, Speck, Paprika- und Blutwurst. Die Luft war vom verspritzten Apfelwein geschwängert, der Boden klebte, der Tisch klebte, ich klebte, selbst ein Kaiser hätte geklebt. Auch die Fabada klebte, wie eine

Fabada kleben muss, die Zunge gegen den Gaumen und die Lippen aufeinander, sie war ausgezeichnet, *muy trabada*, gut durchgezogen, *Fabada trabada*, mir fiel es schon schwer, diese beiden Wörter fehlerfrei auszusprechen, ein *Trabalenguas*, Zungenbrecher, dieser Zungenkleber. Ich zählte die *Culines* nicht, die Popöchen, Sidraschlucke, die mein persönlicher Mundschenk mir verabreichte, auch nicht die Flaschen.

Im Rausch der Äpfel

Zum Glück klebte ich nicht fest, denn die Ebbe rief nach mir. Ich kehrte mehr oder weniger gradlinig zum Wasser zurück, landete irgendwie im Boot und ließ mich vom Meer aus der Ría saugen, wobei ich lediglich die Nase vorn zu halten brauchte. Doch das war schon schwierig genug, und an der Kaimauer einer alten Fabrik, die ich bereits auf der Hinfahrt gesehen, aber links liegen gelassen hatte, legte ich eine Verschnaufpause ein, um meinen Gleichgewichtssinn zu stabilisieren. Ich ahnte nicht, dass ich vom Regen in die Traufe kam.

Die verrosteten Verladevorrichtungen am Kai hatten offensichtlich schon vor langer Zeit ausgedient. Doch in der Lagerhalle dahinter fuhr ein Gabelstapler herum. Ich hatte an einer Sidrakellerei angelegt. Das Verwaltungsgebäude mit der Aufschrift »El Gaitero« und dem auf Kacheln gebrannten Dudelsackpfeifer als Markenzeichen standen auf der anderen Seite, zur Straße hin. Ich lief einem Angestellten über den Weg, der ganz erstaunt war, dass der Wachmann mich nicht gemeldet hatte. Trotzdem war er bereit, mich durch die Kellerei zu führen, und zwar ad hoc und privatissime; zu dieser Jahreszeit waren Gruppen selten. Er führte mich zur Entladestelle, wo im Herbst Tausende Tonnen Äpfel angeliefert wurden. Die Sidra-Gemarkung um Villaviciosa war das größte Anbaugelände Asturiens, in der Nähe von Villa gab es eine Pflanzung mit fünfundzwanzigtausend in Reih und Glied gezogenen Apfelbäumen, jede Kellerei mischte die Sorten anders. Wir kamen zu den Fruchtpressen und wanderten durch Riesenbodegas mit gigantischen Stahlbehältern und alten, dunklen Holzfässern, die Namen wie »Costa Rica«, »Cuba«, »Brasil«, »Panamá« trugen.

»El Gaitero« war 1890 gegründet worden und hatte sein Werksgelände zuerst in der Stadt gehabt, war sechs Jahre später jedoch an die Ría gezogen, nicht zuletzt, um die Sidra verschiffen zu können. Das werkseigene Dampfschiff »México« und später das Motorschiff »La Gaitinera« konnten bei Flut am Kai beladen werden und brachten das asturische Nationalgetränk in die Häfen von Gijón, Santander oder Pasajes bei San Sebastián, von wo es auf größeren Frachtern den Weg nach Übersee und in die Gurgeln der vielen durstigen asturischen Auswanderer fand. Um die Natursidra seetüchtig und haltbar zu machen, wurde sie mit Kohlensäure aus der Gärung verschäumt. Das war der Trick, der dem Unternehmen Erfolg brachte und den Dudelsackpfeifer weltbekannt machte. Das alles erzählte mir der nette Angestellte im Apfelweinprobesaal neben dem Sidramuseum, während er ein Glas

nach dem anderen mit den verschiedenen Sidrasorten des Hauses füllte, wobei die Spritzerei aus höchster Höhe bei den Apfelschaumweinen entfiel.

Die schwankende Sandbank

Als ich alles durchprobiert hatte, piff ich wie eine *Gaita*, wie ein aushauchender Dudelsack aus dem letzten Loch, aber es gelang mir noch, die beiden erworbenen Sidrakartons und mich selbst in den Kajak zu hieven, der nun so tief im Wasser lag, wie früher die »Gaitinera« in der Ría gelegen haben mochte. Zudem torkelte mein Gefährt hin und her, und die Ría drohte wiederholt, über die Seiten ins Boot zu schwappen. Es hatte entschieden zu viel Wein geladen, doch den Weg wusste es trotzdem. So, wie die Ebbe sog, blieb ihm auch nicht viel anderes übrig. Vielleicht roch es auch den Stall, will heißen Schuppen. Die Berge flossen an der Ría vorbei, die Binsen flogen vom Wind getragen übers Wasser, die Möwen schwammen durch die Luft, und die Inseln veränderten dauernd ihre Position. Ich dagegen fühlte mich bleischwer und irgendwie abwesend, doch erkannte ich noch, dass der Wasserstand bereits sehr niedrig war und mein Gefährt ständig Gefahr lief, aufzulaufen. Ich schlug ihm vor, auf einer Insel zu landen, die uns gerade entgegenkam, kroch aus dem Rumpf und zog ihn kriechend hoch auf den Sand, erleichterte mich um ein paar Liter und begann damit, unsere Fracht um einige weitere Liter zu vermindern. Ich dachte noch, dass so eine lebenswürdige Insel ein Gefühl von Sicherheit vermittelte, wenn sie auch schwankte, dass ihr die Gezeiten und die Welt nicht viel anhaben konnten, ihr nicht und einem Gestrandeten nicht, sofern er sich nicht direkt ans Ufer bettete. Dann fiel ich in Tiefschlaf.

Nach wer weiß wie langer Zeit sah ich aus salzverklebten Augen Barbablanca durch die Ría rudern. Mit ihm im Boot war ein zweiter Mann, Kaiser Karl vielleicht. Plötzlich standen sie vor mir, Luis, der verhinderte Bürgermeister, und der weißbärtige Carlos, der Kanut. Sie hatten mich gesucht und auf einer Sandbank gefunden, kurz vor der Mündung der Ría, kurz vor dem Ozean, kurz vor Amerika. Es war schon Abend, die Flut setzte bereits wieder ein. Meine verräterische Insel würde bald einen Wasserschleier über ihren weichen Körper ziehen, fast hätte sie wie eine verführerische Nymphe der asturischen Sagen mich in die feuchte Tiefe gezogen. Verfluchter Lockvogel von Insel! Perfide Sandbanknymphe! Wir machten, dass wir das sinkende Schiff verließen. Mein Kajak kam ins Schlepptau und ich – nach kurzer Boots- und Autofahrt – ins Bett.

Ein Berg in Tibet

Colin Thubron



Colin Thubron, 1939 in London geboren, gilt in Großbritannien als Großmeister des Travel Writing. Seine literarischen Reisereportagen machten ihn landesweit bekannt. Er gewann mit seinen schriftstellerischen Arbeiten, darunter auch mehreren Romanen, zahlreiche Preise. Nach »Im Schatten der Seidenstraße« (»Shadow of the Silk Road«), dem Bericht über seine Reise entlang der historischen Seidenstraße, erscheint »Ein Berg in Tibet« (»To a Mountain in Tibet«) als zweites Werk des großartigen Autors im DuMont Reiseverlag.

Ein Berg in Tibet
von Colin Thubron, übersetzt von
Werner Löcher-Lawrendce
Paperback, ca. 256 Seiten
eISBN 978-3-7701-9952-5
Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00
Erscheint Mai 2014 auch als E-Book

Wo sich Himmel und Erde berühren ...

Der Kailash ist für ein Fünftel der Weltbevölkerung der heilige Berg dieser Welt. Isoliert hinter dem Zentral-Himalaya liegend, ist er nie bestiegen worden, wird aber seit Jahrhunderten von hinduistischen und buddhistischen Pilgern rituell umkreist. Colin Thubron unternimmt eine mühevollen Fußreise aus Nepal über die Pässe Tibets zu den magischen Seen unter dem heiligen Berg und mischt sich dort unter die Pilger. Er spricht mit den Bewohnern abgelegener Dörfer, mit Mönchen in verfallenden Klöstern und erzählt die Geschichte Vertriebener und exzentrischer Entdecker aus dem Westen. Und dabei ist er auch selbst auf Pilgerschaft. Nachdem erst kürzlich das letzte Mitglied seiner Familie gestorben ist, erweckt seine Umrundung des heiligen Bergs eine eigene Landschaft aus Liebe und Trauer zum Leben und setzt kostbare Fragmente seiner Vergangenheit zusammen.

»'Ein Berg in Tibet' ist nicht einfach nur ein Reisebericht, sondern ein tief empfundenes Hosianna auf die Mühen des sich die Welt Erwanderns ...«, sagt die Irish Times über dieses Buch.

COLIN THUBRON

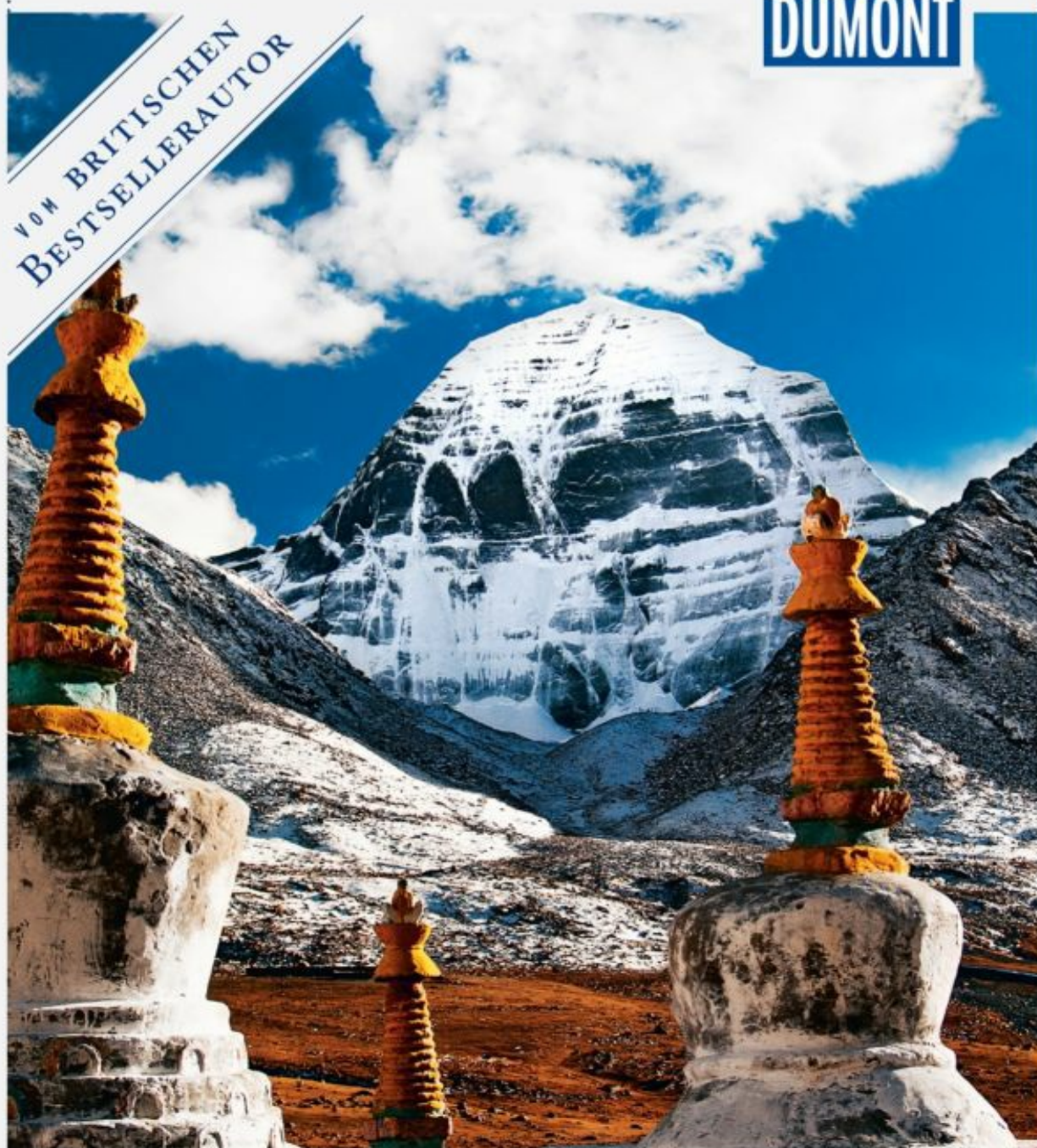
EIN BERG IN TIBET

*Zu Fuß durch den Himalaya zum
heiligen Berg Kailash*



DUMONT

VON BRITISCHEN
BESTSELLERAUTOR



Kapitel 1

Die Sonne erreicht ihren Zenit. Silbergraue Felsen liegen zwischen Dornendickicht und rauchblauen Blumen um den Pfad verteilt. Die auf den weiter entfernten Bergen hängenden Gewitterwolken bewegen sich nicht. Außer dem Knirschen unserer Stiefel und dem Trekkingstock des Sherpas ist nichts zu hören. In den Steinen unter unseren Füßen glitzert Quarz.

Diese ersten Stunden atmen ein unverbrauchtes Hochgefühl. Der Pfad vor uns ist mit einem schimmernden, harten Glanz überzogen. Die Erde ist wieder jung. Vielleicht ist die Höhe der Grund für diese Leichtigkeit und Vorfreude. Innerhalb von einer Stunde sind wir von Meereshöhe auf gut zweitausendachthundert Meter geflogen, und ich fühle mich schwerelos, als hinterließen meine Füße hier oben keine Spuren.

Unter uns hängt die kleine Stadt Simikot über einem Abgrund aus leeren Tälern. Ihre Wellblechdächer leuchten zwischen grünen Gerstenfeldern und fallen langsam hinter uns zurück. Die Twin Otter, mit der wir hergekommen sind, hat bereits wieder von der Rollbahn abgehoben, umgedreht und ist zwischen den Bergen verschwunden. Straßen gibt es keine. Humla ist der abgelegenste Distrikt Nepals und wird auch heute noch wenig von Trekkern besucht. Die nächste geteerte Schnellstraße ist die Verbindung zwischen Kathmandu und Delhi, die hinter Hunderten von Kilometern Berglandschaft südlich durchs Tiefland führt, und die Bergsteiger-Highlights Dhaulagiri, Annapurna und der Mount Everest liegen weit außer Sichtweite im Osten.

Später öffnet sich eine dunkel bewaldete Schlucht nach Westen und schneidet einen gewaltigen Korridor durch die Berge. Seine Wände wachsen schwindelerregend zu viertausendfünfhundert Meter hohen von Wolken und Schnee zerklüfteten Gipfeln auf. Lautlos tost tief unter uns der Karnali aus der höchsten Quelle des Ganges durch diese immense Kluft, die so steil abfällt, dass er oft nicht zu sehen ist. Der Fluss ist nirgends schiffbar, wird uns aber während der nächsten zehn Tage nach Norden führen. Mit frostiger Anziehungskraft windet er sich immer höher und tiefer durch den westlichen Himalaya, Stufe um eisige Stufe geht es über hundertsechzig, hundertsiebzig Kilometer hinein nach Tibet.

Nach Trekkerstandards ist unsere Gruppe klein und beweglich. Wir sind zu viert: ein Führer, ein Koch, ein Mann für die Pferde und ich. Wir bewegen uns in unregelmäßigen Abständen über dem Fluss entlang, einzelne Händler kommen uns entgegen und führen ihre stämmigen Pferde und Maultiere von einem einsam gelegenen Dorf zum nächsten. Es sind dunkle, schwächliche Männer mit zerrissenen Anoraks und kremenlosen Hüten, die sich mit dem Glockenläuten ihrer Tiere voranbewegen. Ausreißer werden mit sanften Stimmen ermahnt, sich wieder einzureihen. Die Frauen gehen neben ihren Männern, Schärpen und Tücher tiefrot und blau, die kräftigen Handgelenke gleich mit mehreren Armbändern geschmückt, an Nase und Ohren hängen goldene Scheiben. Sie wirken wild und offen und

erwidern unsere Blicke mit einem Lachen. Die Feinheit des Flachlands ist verschwunden.

Wir kommen zu einem Steinhaufen mit verwitterten Stangen und steigen zwischen Kiefern hinab in Richtung Fluss. Das Fauchen tief unter uns gelegener Wasserfälle dringt zu uns hoch. Friedlich und das gegenüberliegende Ufer mit langen gelben Simsen säumend, reift auf den Terrassen eines für uns noch unsichtbaren Dorfes das Korn. Die Hänge lodern im Rot und Purpur des späten Frühlings und unbekanntem Gesträuchs. Riesige Walnussbäume und silbrige, duftende Sträucher treten in den Blick, während sich über uns die Berggipfel zu zerklüfteten Zinnenmustern sammeln und uns mit einem eigenen Frieden zu umhüllen scheinen. Fast ohne es zu merken, haben wir das Dorf bereits durchquert. Granitfelsen überschatten weit zerbrechlichere Behausungen: Hütten aus Trockensteinmauern und verblichenen Balken, die im Eruptivgestein stecken. Sie sehen halb verlassen aus, milde und idyllisch über ihren Feldern, sodass ich mir, während wir weiter hoch über dem Fluss entlangziehen, vorbei an Reisfeldern und einem kleinen Shiva-Tempel, das Tal als einen Ort arkadischer Ruhe vorstelle.

Unversehens schließt sich uns ein Mann an. Er schäumt über vor Sorgen. Seine Jacke ist mit Flecken besetzt, seine Turnschuhe klaffen auf. Er bombardiert den Sherpa mit einem wahren Sperrfeuer aus Fragen. Wie kann er hier wegkommen? In diesem Tal reicht es für keinen von ihnen. Seine Familie kann von ihrem kleinen Reisfeld nicht leben ..., es ist nicht genug ...

Seine Blicke treffen uns aus einem sonnengeschwärtzten Gesicht. Über Kilometer folgt er uns, er erträgt den Gedanken nicht, uns einfach wieder gehen zu lassen: Wir sind von der Aura der Welt da draußen umgeben. Er war noch nie in Kathmandu, hat diese Gegend noch nie verlassen. Und jetzt hat der Regen die Erde rings um sein Haus gelockert, und es rutscht hinunter zum Fluss.

»Ich bin jetzt sechsfünfzig ..., mein Leben ist zu ärmlich ... Mein Sohn und meine Schwiegertochter wollen ein neues Pferd kaufen, doch das können wir uns nicht leisten ... Ein Pferd kostet vierzigtausend Rupien ...«

Aber seine Klage wird von einem robusten Funkeln begleitet, als spräche er von anderen Leuten. Grinsend lässt er uns seine schiefen Zähne sehen. »Ihr Pferd ist alt ..., es wird sterben ...«

Natürlich, wir befinden uns in einer unbarmherzigen Gegend, in einem von Armut gezeißelten Land: Die Winter sind bitterkalt, und die wenige fruchtbare Erde ist mit Steinen übersät. Arkadien zerfällt unter seinen Worten. Die bebauten Terrassen bleiben hinter uns zurück, und über uns drückt der nackte Fels seine riesigen gezahnten Schultern durch das Grün der Hänge. Manchmal hebt sich der Pfad jäh auf in den blanken Fels gehauene Steinstufen oder führt über Gerölltreppen, auf denen ein Stolpern genügt, um uns in den Abgrund stürzen zu lassen.

An einem dieser Flaschenhälse finden wir das rote maoistische Rebellenemblem: Hammer und Sichel prangen neben einer Swastika (die hier ein archaisches Symbol für das Glück ist) auf dem Fels, die Kämpfer selbst sind nicht mehr da. Zehn Jahre lang haben sie die Gegend gelähmt und die wenigen Ausländer, die sich hertrauten, höflich um ihr Geld erleichtert. Dreizehntausend Nepalesen sind ihnen zum Opfer

gefallen. Heute, drei Jahre später, nachdem Kathmandus Königsdynastie aus dem Weg geräumt ist, streiten sie sich mit den altersschwachen Politikern in der Hauptstadt um die Macht, und ihr alter Wahlspruch: »Folgt dem maoistischen Weg!«, blättert von Felsen und Mauern.

Endlich dreht der Bauer wieder um und winkt überschwänglich. Seine Stimme verblasst zwischen den Felsen: »Wir haben keinen König mehr ... Wir haben nichts ...«, und dann, als wollte er uns vielleicht doch weiter folgen: »Wohin geht ihr?«

Der Sherpa antwortet: »Zum Kailash!«, und der Name hallt wie ein preisgegebenes Geheimnis den Fluss hinunter. Der Bauer hört ihn nicht mehr. Es ist der Name einer Vorstellung, eines Traumes, hoffnungslos weit entfernt.

So wirkt er auch im Westen immer noch: Der für ein Fünftel der Erdbevölkerung heiligste Berg der Welt steht abgelegen und versteckt auf seinem Plateau, einer frommen Illusion gleich. Über Jahre habe ich ihn wie ein Fantasiegebilde wahrgenommen. Isoliert hinter der Brüstung des Hochhimalaya gelegen, findet er sich in frühen hinduistischen Schriften als der mystische Berg Meru, dessen Ursprünge in die Anfänge der arischen Zeit zurückreichen. In dieser Inkarnation rotiert er wie eine Spindel auf der Achse der Schöpfung, steigt unzählige Kilometer zum Palast Brahmas empor, des größten und fernsten der Götter, und taucht ebenso tief in die Erde ein. An seinem Fuß entspringen die vier diese Welt nährenden Flüsse, und alles in der Schöpfung findet hier seinen Plan, Bäume wie Felsen wie Menschen. Mit der Zeit wuchsen der mystische Meru und der irdische Kailash in der Vorstellung der Menschen zusammen. Frühe Wanderer zu den Quellen der vier großen indischen Flüsse, des Indus, des Ganges, des Satluj und des Brahmaputra, fanden zu ihrer Verwunderung heraus, dass sie zu den vier Seiten des Kailash führten.

So entdeckten die Menschen das Herz der Welt, einen Ort sternenhafter Schönheit, durch göttliche Absicht vom Rest des Himalaya getrennt. Für die Frommen strahlt der Berg Gold aus und bricht das Licht wie ein Kristall. Er ist die Quelle des Universums, geschaffen aus kosmischen Wassern und dem Geist Brahmas, der selbst doch sterblich ist und dahingehen wird. Sonne und Planeten umkreisen ihn, der Polarstern hängt unverrückbar über ihm, die Kontinente der Welt strömen wie Lotusblätter auf einem kostbaren Meer von ihm als Zentrum aus (die Menschen bewohnen das südliche Blatt), und seine Hänge sind trunken von den Gärten des Paradieses.

Aber der Gott des Todes wohnt auf dem Berg. Nichts ist allumfassend, nichts ewig – nicht einmal er. Alles ist im Fluss. In den Ozeanen um den Kailash-Meru, hinter einem Ring eiserner Berge, wiederholen und vervielfältigen sich zahllose Verkörperungen Merus, immer identisch mit ihrem Vorgänger sterben und wiederauferstehen sie in Ewigkeit.

Um mich herum im Tal des Karnali stört noch nichts diese Träume. Der kleine Ganges stürzt fern am Horizont aus einer Spalte. Der Sherpa versucht zu singen. Ich weiß, der Kailash, dieser massive irdische Gipfel, den wir immer noch nicht

sehen können, steht auf weit kargerem Terrain, allein Anbetung und Verehrung schmücken ihn. Jahrhunderte sich überlappende Gottheiten haben ihn nachdrücklich in die Geschichte eintreten lassen. Vor etwa tausend Jahren wurden die ihn beherrschenden heidnischen Götter in den Buddhismus überführt und seine Beschützer. Ein paar fielen natürlich durchs Netz, sogar eine fliegende Himmelsgöttin, und sind immer noch da. Dazu kamen zahllose Buddhas und Bodhisattvas (Heilige, die ihren Eintritt ins Nirwana verschoben haben, um anderen zu helfen), bevölkerten die hohen Klippen und Gipfel und erleuchteten den Berg mit ihrem Mitgefühl. Schließlich folgte Buddha selbst und verankerte den Kailash mit seinen Fußabdrücken in der Erde, bevor ein Dämon ihn davontragen konnte.

Der Berg ist von einer so dichten, sich verändernden Mystik umgeben, dass er sich jeder einfachen Darstellung entzieht. Auf einer seiner Spitzen stiegen die tibetischen Könige vom Himmel herab (um am Ende von der Welt abgeschnitten und in Not dazustehen). Die Hindus glauben, der Gipfel des Kailash ist der Palast Shivas, des Gottes der Zerstörung und des Wechsels, der in ewiger Meditation dort oben sitzt. Aber es ist unbekannt, wann die ersten Pilger kamen. Buddhistische Hirten und hinduistische Asketen müssen den Berg seit Jahrhunderten rituell umkreisen, und die Segnungen, die sie dafür erfuhren, wuchsen in den geheiligten Überlieferungen wunderbar an, bis eine einzelne Umkreisung die Sünden eines ganzen Lebens auslöschte. Der Berg war zwar immer nur unter Gefahren zu erreichen, aber nie wirklich unzugänglich. Erst im 19. Jahrhundert wurde Tibet, beeinflusst vom xenophoben China, zu einem verbotenen Land. Und der Kailash erhielt sich seine eigenen Tabus: Seine Hänge sind sakrosankt, und er ist nie bestiegen worden.

Zuletzt wurde er jedoch weniger durch seine Heiligkeit als durch politische Intoleranz geschützt. 1962, vier Jahre vor der Kulturrevolution, verboten die Chinesen jedwede Art von Pilgerreisen zu ihm (wenn er auch immer noch heimlich von Gläubigen umrundet wurde). Erst 1981 wurde den ersten Tibetern und Indern der Zugang wieder erlaubt, und zwölf Jahre später durften auch einige Trekker die Gebirgsgrenze zwischen Nepal und Tibet versuchsweise wieder überqueren.

Auch ich gehöre zu ihnen. Die Verhandlungen über die Erlaubnis – ich betrete eine militärische Zone – wurden von einem Agenten in Kathmandu geführt, und der chinesische Argwohn Einzelreisenden gegenüber zwingt mich dazu, mich an der Grenze einer siebenköpfigen englischen Trekkergruppe anzuschließen. So wird der Anschein erweckt, dass niemand allein ins westliche Tibet einreist. Am Fuß des Kailash werden wir uns wieder trennen. Auch mein nepalesischer Pferdeführer, ein Thakuri aus Humla, wird uns an der Grenze verlassen, aber Iswor, mein Führer, und Ram, der Koch, kommen mit mir zum Kailash. Sie sind Tamang, kräftige Männer, deren Volksgruppe den Tibetern nahesteht. Im Moment gehen sie taktvoll hinter mir, jeder mit über zwanzig Kilo Ausrüstung auf dem Rücken.

Iswor spricht ein gebrochenes Englisch. Er hat die massigen Schultern und kräftigen, krummen Beine seines Volkes und ist mit siebenundzwanzig noch jung für seine Arbeit und schüchtern. Manchmal sehe ich etwas Unsicheres in ihm, nicht körperlich, aber er scheint von plötzlichen, diffusen Bedenken gequält zu werden und folgt mir mit einer fast schon liebevollen Besorgnis. Wenn sich der Pfad weitet,

kommt er neben mich und bietet mir seine Wasserflasche an, um das Schweigen zu brechen. Die Tamang haben Tibet vor über tausend Jahren verlassen, um sich in den Bergen westlich des Everest anzusiedeln, und sich schließlich über ganz Nepal ausgebreitet. Während wir reden, wird mir bewusst, dass Iswor ganz und gar kein Bergbewohner ist. Sein Dorf liegt in den Hügeln um Kathmandu, wohin sein Vater, ein Koch, mit der Familie zog, als Iswor ein Junge von drei Jahren war.

»Die Tradition in unserem Dorf ist wie die der Sherpas. Wir sind als Reitersoldaten gekommen, wann, kann ich nicht sagen, vor langer Zeit. Jetzt gehen wir trekken. Als Führer und Träger. Das sind die Tamang.«

»Aber Sie wohnen in Kathmandu!« Ich mag ihn mehr und mehr, auch wenn meine Stimme gereizt klingt. Kathmandu versinkt im Chaos massenhafter Zuwanderung vom Land, einer kaputten Infrastruktur und politischer Korruption.

»Ja. Wir mussten weg. Die Tamang suchen Arbeit. Ausbildung. Aber meine Familie hat im Dorf noch eine Hütte. Es ist dort sehr ruhig und sehr schön, und meine Mutter geht hin, um unser Land anderen Bauern zu verpachten. Es sind Kornfelder, aber zu klein.«

Das ist die Misere ganz Asiens, die Landflucht. Iswor hat sein Dorf geliebt und gehasst. Es gab dort keine Zukunft. »Alle gehen anderswohin«, sagt er. »Nicht nur nach Kathmandu, sondern nach Indien, an den Golf und sogar noch weiter.«

Trotzdem gehört er noch halb zum Dorf. Wie der Koch und der Pferdeführer kann er die Last eines Maultiers schultern. Wobei man ihm die Stadt ansieht: Sein Haar beginnt hoch über der Stirn, ist zu einem Zopf zusammengebunden, und sein Gesicht hat die zitronenhafte Leere eines Sumo-Ringers, mit einem leicht androgynen Hauch.

Er sagt: »Das Dorf ist heute voller alter Menschen.«

Auf einem Pfad unter uns kommt eine schnell dahinlaufende Frau entlang. Auf dem Rücken trägt sie ein krankes Baby, das wie ein trauriges, abgenutztes Spielzeug aussieht. Iswor ruft ihr etwas zu. Sie ist unterwegs nach Simikot, um Medizin zu besorgen, ruft sie und ist auch schon wieder verschwunden.

Iswor bleibt einen Moment lang stehen. »Es ist hier anders als in England.«

Von tausend neugeborenen Babys sterben fünfzig. Ich frage: »Haben Sie auch Kinder?«

Er scheint leicht zusammenzuzucken. »Ich bin nicht verheiratet. Ich warte noch zehn Jahre. Es gibt Mädchen, die ich mag, aber ich warte noch. Im Dorf heiraten die Männer mit achtzehn oder zwanzig, aber die Art Leben liegt hinter mir.« Und als wäre ihm damit endlich erlaubt, mir eine lang zurückgehaltene Frage zu stellen, sagt er: »Und Sie? Warum machen Sie diese Reise, so ganz allein?«

Das kann ich ihm nicht beantworten.

Ich tue es für die Toten.

Manchmal beginnen Reisen lange, bevor man den ersten Schritt unternimmt. Meine fing vor gar nicht so langer Zeit an, ohne dass es mir bewusst gewesen wäre, in einem Krankenhaus, mit dem Tod meiner Mutter, dem letzten Mitglied meiner Familie. Es ist nichts Merkwürdiges an diesem Zustand des Alleinseins: Der Tod der

Eltern mag resignierte Trauer hervorrufen, oder sogar ein Gefühl von schuldiger Freiheit – ich muss ein Zeichen ihres Dahinscheidens hinterlassen. Es kommt mir vor, als wäre meine Mutter erst gestern gestorben und nicht auf die Art, wie sie es sich gewünscht hat. Mein Vater ist vor ihr gegangen, und meine Schwester noch vor ihm, mit einundzwanzig Jahren.

Die Zeit hier hat etwas Unstetes. Manchmal fühle ich mich wie ein Junge und versuche den Sinn der Worte Niemals, niemals wieder zu begreifen. Die Menschen, sagt man, sind unfähig, die Endlosigkeit zu verstehen, die Endlosigkeit der Zeit und des Raumes. Wir sind besser dafür gerüstet, die Entfernung eines Trommelschlags zu ermessen. Die Reinheit des Niemals geht über unsere Auffassungsgabe hinaus. Der Blick des Sherpas ist immer noch stumm auf mich gerichtet, ratlos. Einsamkeit ist hier eine unerwünschte Gefahr. Ich spaße: »Niemand ist dumm genug, um mit mir zu reisen!«

Es ist bereits Abend. Die Steine knirschen unter unseren Füßen. Du kannst deiner Trauer nicht davonlaufen, ich weiß, dich vom eigenen Überleben freisprechen oder jemanden aus dem Tod zurückholen. Du musst dich mit dem Verlangen auseinandersetzen, dass die Dinge anders wären, als sie sind. Also suchst du dir einen bedeutungsvollen Ort auf dieser Erde und planst eine Art weltlicher Pilgerreise, auch wenn deren Bedeutung nicht deine eigene ist. Dennoch fährst du los (was schließlich dein Beruf ist) und wanderst an einen Ort jenseits der eigenen Geschichte, am Rauschen eines dir entgegenkommenden Flusses entlang. Und am Ende gelangst du zu einem Berg, der anderen ein Heiligtum ist.

Ich kann den Grund für diese Reise nicht artikulieren. Eine Reise ist kein Heilmittel. Sie vermittelt nur die Illusion einer Veränderung und spendet allenfalls einen spartanischen Trost.

Iswor wirkt robust, bleibt aber wunderlicherweise stehen, um sich über einen Mückenstich auf seiner Hand zu beklagen. Er spreizt die Finger, damit ich mir den Stich ansehen kann. Seine Hand sei patschig wie die eines Babys, sage ich ihm. Wir lachen und gehen weiter.

Wenn ich nach dem Warum? dieser Reise frage, höre ich nur mein eigenes Schweigen. Es ist die falsche Frage (obwohl es keine andere zu geben scheint). Quäle ich mich, weil die Welt sterblich ist? Wessen Schmerz versuche ich auszulöschen? Nicht ihren. Ein alter tibetischer Mönch hat mir erklärt, dass die Seele kein Gedächtnis hat. Die Toten hängen ihrer Vergangenheit nicht nach.

Währenddessen geht die Sonne hinter uns mit einem widernatürlichen Strahlen unter.

Im Dorf Tuling nimmt uns eine Familie auf. Es dämmt. Unter den zusammengekauerten Häusern, mit Lehmdächern und nur halb verputzt, ist ihres eines der ärmlichsten. Über einen am Hang lehenden Baumstamm mit eingeschnitzten Stufen geht es zu ihm hinauf. Die neunköpfige Familie lebt in drei engen Räumen. Die hier und da mit Mörtel verstärkten Trockensteinmauern sind dick, um dem Winter zu trotzen, und es gibt nur ein einziges Fenster, ein tiefes, mit eingerissenem Zellophan verschlossenes Rechteck. Möbel haben sie keine und

auch kein fließendes Wasser. Das Bad ist ein Stück Erde mit ein paar Tüchern und Lappen.

Unbeholfen hocken wir auf dem Erdboden: Iswor, der Koch und ich fühlen uns mit einem Mal übergroß. Unsere Reiseausrüstung lehnt an einer der Wände und ist mehr, als die Familie besitzt. Alles, was wir haben, wirkt übertrieben. Ihre Besitztümer hängen in ein paar Taschen am Ende eines Balkens, der durch den Putz stößt. Über die Decke bewegt sich eine Lasur schwarzer Fliegen.

Lauri, der Haushaltsvorstand, sitzt bei uns, hitzig und redselig. Er hat feuchte, pechschwarze Augen. Seine uralten Eltern, seine Frau und die fünf Kinder kommen und gehen. Sie kauern sich um den rostigen Herd, dessen Rohr durch die Decke stößt, und sind in schmutzstarrende Lumpen gekleidet, mit Löchern an Ellbogen, Schultern und Knien. Die Frauen gehen barfuß, die Füße sind schwarz, die der Kinder ebenfalls, und man sieht, wo die Riemen der Sandalen gesessen haben. Drei der Mädchen sind hübsch, doch schon kräuseln sich Sorgenfalten zwischen ihren Augen.

Am anderen Ende des Leben stehend, bewegen sich die Alten wie selbstvergessen um uns herum: sie wie ein Sturmwind, er wie ein Geist. Sie hat einen zähen, spindeldürren Körper. Im finsternen Raum nebenan macht sie Butter in einem Holztrog und bellt wütende Sätze vor sich hin, die Iswor nicht übersetzt. Von Zeit zu Zeit taucht sie auf und wankt zur Tür hinter uns, ohne einen unserer Blicke zu erwidern. Ihr Kopf ist wie der eines Piraten in Lumpen gewickelt, aber sie stellt auch ihren reichen Brautschmuck zur Schau: Ohrläppchen und Nasenflügel sind voller Goldringe und Anhänger, und an ihren Fesseln rasseln Messingreifen.

Ihr Mann sitzt draußen im letzten Dämmerlicht. Er hat umwölkte, träumende Augen und trägt Kleider, die einmal weiß gewesen sein müssen, altmodische enge Hosen und einen zerlumpten Kittel, auf dessen Rücken rätselhafterweise »Cut Short« steht. Er sagt kein Wort. Sein priesterlicher Aufzug lässt mich überlegen, ob er nicht vielleicht einer der übrig gebliebenen Schamanen ist, die hier im Bergland parallel zum Buddhismus weiter existieren. Erst als sich die Nachbarskinder vor der Tür versammeln, um den Ausländer anzustarren, erhebt er sich und verscheucht sie mit einem winzigen Stock.

Die Familie ist so arm, dass sie uns zum Abendessen nicht mehr als etwas vom örtlichen schweren Reis anbieten kann. Wir vermischen ihn mit unseren eigenen Linsen und unserem Spinat und bieten ihnen Kekse an, und so verbinden wir unsere Gastfreundschaft, während Lauris Frau mit Kelle und Schüssel den Vorsitz führt. Die Kinder drängen sich hinter ihr zusammen, und Iswor übersetzt unsere leisen, bruchstückhaften Wortwechsel.

Lauri ist so wach wie verzagt: Die brutalen Umstände der Isolation, in der sie hier leben, ist ihm vor langer Zeit schon klar geworden. »Das Schlimme ist, wir haben nichts gelernt«, sagt er. »Nur das könnte uns retten. Für meinen Vater und meine Mutter ist es zu spät, Sie sehen sie. Und für mich ist es auch zu spät. Ich bin fünfunddreißig. Für meine Frau auch, sie hat kaum etwas gelernt.« Er lächelt schwach. »Aber meine Kinder gehen zur Schule. Für sie haben wir Hoffnung, und für den Jungen. Fünf Kinder sind jedoch zu viel. Wir haben wieder und wieder eines

gekriegt.« Er gestikuliert lachend mit den Armen. »Jetzt endlich haben wir einen Sohn! Bei uns hier heiraten die Mädchen und gehen weg, nur die Söhne bleiben. Der Sohn versorgt dich im Alter.« In den Dörfern rundum, sagt er, wird die Geburt eines Jungen mit einer Schrotgewehrsalve gefeiert, die eines Mädchens mit Schweigen.

In der Düsternis der einzelnen Glühbirne, die von der Solaranlage des Dorfes gespeist wird, sitzen die Mädchen und der Junge mit überkreuzten Beinen vor der Wand hinter ihm und sehen uns mit der zudringlichen Süße von Kindern auf Hungerhilfe-Plakaten an. Das älteste Mädchen, das womöglich noch freudig willkommen geheißen wurde, trägt ein ehemals schönes apfelgrünes Kleid, bestickt mit rosa Blättern und Blumen. Aber die nachfolgenden Geschwister sehen immer zerlumpter und enttäuschter aus, bis hin zum wundersamen vierten Kind, dem Jungen. Und zuletzt ist da noch ein winziges, affenartiges Mädchen mit einer laufenden Nase, das die von allen anderen abgelegten Sachen trägt.

»Werden die Ehen der Mädchen arrangiert?«, frage ich. »Was, wenn sie sich verlieben?« Die Älteste scheint bereits ihren eigenen Kopf zu haben.

Lauri sagt: »Das ist in Ordnung. So sollte es heute sein, das ist die neue Art. Und es wird uns auch gleich sein, welche Kaste sie aussuchen.«

»Es wird teuer werden.«

»Ja, natürlich, die Braut sollte mit Geld übergeben werden. Aber wenn die Familie zu arm ist ... dann ohne.« Er blickt zu Boden.

Das Kastenwesen ist in Nepal vor vierzig Jahren für ungesetzlich erklärt worden, doch natürlich existiert es in der Vorstellung der Menschen weiter. Diese Leute sind Thakuri, wie ich weiß, und fühlen sich voller Stolz mit einer mittelalterlichen Dynastie nepalesischer Könige verbunden. Eine übermäßig vereinfachte Skizze des ethnischen Puzzles Nepals könnte das Land in zwei Völker aufteilen: die von Indien beeinflussten, im Tiefland lebenden Nepalesen und das widerständige, mit den Tibetern verwandte Bergvolk, zu dem wir aufsteigen. Aber was immer den Thakuri einst Wohlstand geschenkt hat, gibt es schon lange nicht mehr.

Der Winter ist die schlimmste Zeit, sagt Lauri. Tagelang hält der Schnee die Dorfbewohner in ihren befestigten Häusern gefangen, während sie ihr Holz verfeuern und auf sein Ende warten. Ihr Reisfeld reicht nicht aus, um die Familie zu ernähren, und so haben sie am Pfad über dem Dorf einen Schuppen errichtet, in dem sie darauf hoffen, ein paar Dinge zu verkaufen. Es gibt Zahnbürsten und ein Regal mit Dosengetränken. Und sie besitzen eine Kuh.

Ich fürchte um sie. In dieser Welt der Exogamie, einer Ordnung, die keine Heirat innerhalb des eigenen sozialen Umfeldes erlaubt, heiraten ihre Mädchen womöglich weit weg, und der Sohn wirkt kränklich. Aber nicht die ganze Gegend ist so arm. »Es gibt Männer, die haben zwei Frauen, sogar mehr«, sagt Lauri. »Die erste Ehe war arrangiert, die zweite eine Liebesheirat, und so unterhalten sie zwei Häuser, eines für jede von ihnen. Mein Bruder macht es auch so. Er ist glücklich.«

Vorsichtig, mir einen weiteren Grund für seine Armut vorstellend, frage ich: »Und Sie? Haben Sie auch noch eine andere Frau?«

»Nein, ich möchte nur diese eine.«

Taktvoll frage ich: »War es eine Liebesheirat?«

Sie berührt seinen Arm. Manchmal lächeln sie sich an.

»Nein, sie war arrangiert.«

Sie ist eigenartig hübsch. Das dürftige Essen hat sie auch nach fünf Kindern schlank bleiben lassen, und wenn ihre Wangen und ihre Stirn auch die Spuren und Narben von Unfällen tragen, sind ihre Züge doch zart und ebenmäßig. Erst, als ihre Schwiegermutter an ihr vorbeigeht, sehe ich mit Erschrecken, was aus ihr werden könnte. Die Gesichter der beiden gleichen sich auf fast schon unheimliche Weise, doch die Haut der alten Frau wird von vertikalen Furchen durchzogen, und der Mund hängt schlaff herunter. Beide Frauen haben zierliche, gleichmäßige Zähne, und der Goldschmuck der älteren hallt im Glitzern um den Hals und das Gesicht der jüngeren nach. Die Schwiegertochter trägt den zarteren Schmuck, einen eierschalenblauen Halsreif und Reihen tieferer Perlen, dazu schimmert ein Korallenhalsband im Ausschnitt ihres zerrissenen Kleides. Wahrscheinlich hat die ältere Frau ihr den Schmuck vor langer Zeit überlassen, so er denn früher ihr gehört hat.

Jetzt verteilt die Schwiegertochter unbekümmert frischen Reis. Ihr Lachen ist wie das Plappern eines Eichhörnchens, während das älteste Mädchen, mit dem gleichen ebenmäßigen, eindringlichen Gesicht, über die Schulter zu der alten Frau hinüberblickt, die mit einer so heftigen, persönlichen Wut vor sich hinredet, dass es mir aufdringlich vorkommt, sie auch nur anzusehen.

Später gehe ich hinaus in die klare Nacht. Es ist immer noch warm. Die Monsunregen kommen in diesem Jahr spät, sie haben das Tal Kathmandus noch nicht erreicht und erst recht noch nicht die Gegend hier oben. Am Rand von Lauris Grund, neben der Reisigumzäunung, in der die Kuh nahe am Abgrund schläft, steht ein weiß verputztes Türmchen mit einem rostigen Dreizack und kleinen Öffnungen für Opfergaben: das Familienheiligtum. Die einzigen Gaben sind vor den Nischen liegende Marmorstücke aus der Gegend. Im Sternenlicht sieht das Ganze wie ein blasser Taubenschlag aus.

Wer wird hier angebetet?, überlege ich. Als ich Lauri frage, versinkt er in einer vagen, verwirrenden Antwort. Das Hindu-Pantheon seines Volkes vermischt sich mit anderen, undurchsichtigeren Mächten. Er spricht, und es ist ihm offenbar unwohl dabei, von Masto, einem uralten schamanischen Gott oder einer ganzen Götterfamilie: Masto lässt sich nicht genau identifizieren. Es gibt keine Bilder von ihm, aber manchmal meldet er sich durch ein Medium und tanzt und spricht.

»Drei Mal im Jahr versammelt sich unsere Familie zu einer Zeremonie vor dem Altar«, sagt Lauri. »Zur Zeit des Vollmonds. Mein Vater führt das Gebet an ...«

Sein Vater sitzt noch lange, nachdem wir wieder hineingegangen sind, unter den Sternen. Die Mutter liegt mit den Kindern im Raum neben unserem, und er und seine Frau schlafen in der Vorratskammer dahinter. Ein schmutziges Tuch ist auf den Boden gebreitet, auf dem wir uns nebeneinander ausstrecken. Iswor beklagt sich. Eingenistet zwischen den Deckenbalken und zerbrochenen Latten, lassen Grillen ein hohes, ununterbrochenes Zirpen verlauten, das wir den ganzen Abend überhört haben müssen. Ich liege da und lausche dem Rascheln der Spatzen unter

dem Dachvorsprung und dem Heulen von Hunden. Im Raum nebenan schluchzt ein Kind, und das Würgen und Spucken der Alten will über Stunden nicht aufhören. Zwei oder drei Mal kommt sie hereingeplatzt und tost wie ein Wirbelsturm durch den Raum, das Haar offen, eine erstaunlich schwarze Flut, und schon fliegt die Tür nach draußen auf, ein Sternenstreifen leuchtet, und sie scheucht ein nacktes Kind zur Toilettenstelle. Schweigend kommen sie zurück, und für ein, zwei Stunden kehrt Friede ein. Die Grillen sind verstummt, und die Geräusche rastlosen Atmens haben sich beruhigt.

Und dann steigt das bisher überhörte Seufzen des großen Flusses aus der Tiefe herauf.

Weitere Bücher der Reihe

Über die Anden bis ans Ende der Welt

8000 Kilometer Motorrad extrem von Thomas Aders



Paperback, 312 Seiten

eISBN 978-3-7701-9942-6

Preis 11,99 € [D] / 12,99 € [A] / sFr. 17,00

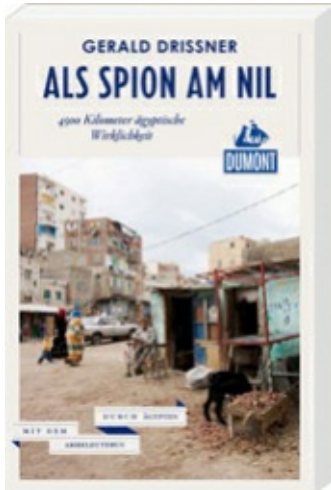
»Ich segne die Motorräder mit den amtlichen Kennzeichen NG 71981 und 71988«. Der wettergegerbte Priester Julio Mamani gießt hochprozentigen Schnaps über die staubigen Straßenmaschinen des Fernseheteams, in der anderen Hand schwenkt er den getrockneten Fötus eines Lamas. Schnellsegen auf 4300 Metern Höhe, in der Nähe eines Andenpasses in Bolivien. Gleich werden ARD-Südamerikakorrespondent Thomas Aders und sein Kollege den »Camino de la muerte« hinunterfahren, eine halbrecherische Route, die über 3000 Höhenmeter hinunter ins tropische Tal der Yungas führt. Eine enge Schlaglochpiste, glitschig wie Schmierseife, extremes Gefälle, keine Leitplanken, kein Warnschild. Nebenan geht es senkrecht in die Tiefe. Hunderte Menschen sind hier zu Tode gekommen. Der »Weg des Todes« ist die gefährlichste Straße der Welt.

Eine Episode aus der fast siebenwöchigen Tour, die das Team um den Journalisten Thomas Aders von Peru über Bolivien bis nach Feuerland bringt. Spannungsgeladen und dramatisch, witzig und hautnah schildert der Autor seine Erlebnisse in Südamerika. Sie sind extrem für Technik und Team, bis hin zu Höhenkrankheit, Lungenentzündung, vollkommener Erschöpfung und mehreren Beinahe-Katastrophen.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Als Spion am Nil

4500 Kilometer ägyptische Wirklichkeit von Gerald Drißner



Paperback, 280 Seiten

eISBN 978-3-7701-9943-3

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Große Kulturgüter und großartige Strände – so kennt man Ägypten. Der überwiegende Teil des nordafrikanischen Landes jedoch ist anders. Die Menschen sind arm, folgen den alten Regeln und sind zutiefst religiös. Sie sind herzlich, humorvoll und liebenswert. Der Autor nimmt den Leser mit auf seine Reisen in fünfzehn Dörfer und Städte. Er fährt mit dem Minibus, der ihn in fast jeden Winkel des Landes bringt. Die Gespräche im Bus drehen sich um Gott, den ägyptischen Alltag, Korruption und abstruse Verschwörungstheorien. Die Fahrten münden mal in Pannen und nicht selten in einem Abenteuer. So erfährt der Autor, warum die meisten Ägypter noch nie die Pyramiden besucht haben und was eine deutsche Firma, die Autokennzeichen herstellt, mit dem korrupten Mubarak-Regime verbindet. Er besucht das Dorf im Nildelta, in dem der Terrorpilot des 11. September aufgewachsen ist, und die Stadt, in der die mächtige Muslimbruderschaft gegründet wurde. Er fährt in Gegenden, in denen die Revolution bis heute nicht angekommen ist und wird dort von der Polizei auf Schritt und Tritt verfolgt.

Und immer wieder wird er bei seinen Reisen als Spion verdächtigt und landet deshalb fast in einem Militärgefängnis.

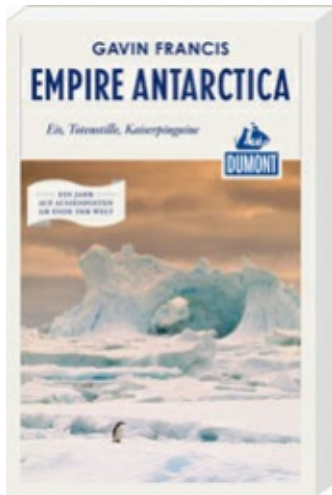
[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Empire Antarctica

Eis, Totenstille, Kaiserpinguine

von Gavin Francis

Übersetzt von Christina Schmutz und Frithwin Wagner-Lippok



Paperback, 376 Seiten

eISBN 978-3-7701-9944-0

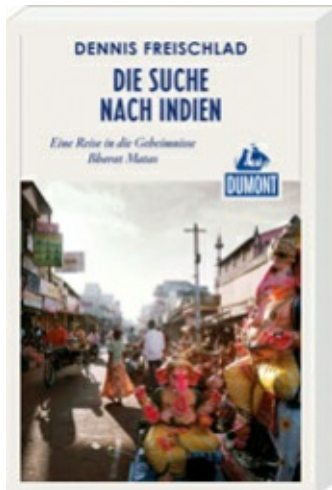
Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Für Gavin Francis erfüllt sich ein Lebens-traum, als er die Arztstelle in Halley, dem Basislager einer britischen Forschungsstation, bekommt. Halley liegt völlig abgeschieden an der antarktischen Caird Coast und weit von allen bewohnten Kontinenten entfernt. An diesem äußersten Ende der Welt erlebt Francis im Kreis eines kleinen Forscher- und Technikerteams das ewige Schweigen der Eismassen und eine tiefe Einsamkeit – ohne Zerstreuung, ohne Abwechslung, ohne Spuren menschlicher Geschichte. Von konstant taghellen Sommertagen über den dreieinhalbmonatigen dunklen Winter führt er den Leser durch ein antarktisches Jahr. Er erlebt die physischen und mentalen Belastungen bei Temperaturen von minus 50 Grad Celsius, die Stimmungen, die das Leben im Eis auslöst, eine immerweiße Landschaft, in der die Legenden und Mythen von Polarforschern wie Shackleton, Scott, Amundson oder Admiral Byrd weiterleben. Auf seinem Außenposten im Eis verschaffen Gavin die Kaiserpinguine überraschenden Trost. »Empire Antarctica« ist eine bewegende Erzählung über die Dienstzeit eines Arztes auf dem einsamsten Kontinent unseres Planeten.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Die Suche nach Indien

Eine Reise in die Geheimnisse Bharat Matas von Dennis Freischlad



Paperback, 336 Seiten

eISBN 978-3-7701-9945-7

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

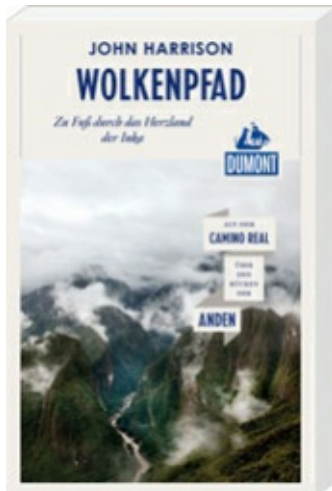
Über viele Jahre hinweg hat der Dichter und Künstler Dennis Freischlad in Indien gelebt, er hat sich als Übersetzer und Bibliothekar, Farmer, Koch und Hostelmanager verdingt. Nun begibt er sich auf einen weiteren Roadtrip durch Bharat Mata, Mutter Indien, um jenen indischen Geheimnissen nahezukommen, die zwischen Mensch und Mythologie einen einzigartigen Zugang zur Welt bilden. Auf der Suche nach Indien reist Dennis Freischlad auf abenteuerlicher Route mit seinem Motorrad vom tempelreichen Süden des Landes über das paradiesische Kerala und das schillernd-zerstörerische Mumbai bis in die Steppe des romantischen Rajasthan. Weiter geht es mit dem Zug in den Punjab, um schließlich an den Ufern des Ganges im mystischen Varanasi anzukommen, der heiligsten Stadt der Hindus. Hinsichtlich Erfahrungen, Begegnungen und Intensität wird es eine Reise durch das »reichste Land der Welt«. Der Indienkenner schildert den Alltag, die Geschichte und Gegenwart der Inder in spannenden, poetischen und oft skurrilen Begegnungen und erzählt aus erster Hand von ihren Träumen und Realitäten, immerwährenden Katastrophen und Hoffnungen.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Wolkenpfad

**Zu Fuß durch das Herzland der Inka
von John Harrison**

Übersetzt von Christina Schmutz und Frithwin Wagner-Lippok



Paperback, 456 Seiten

eISBN 978-3-7701-9946-4

Preis 13,99 € [D]/14,99 € [A]/sFr. 21,00

Der »Wolkenpfad« verläuft hoch über dem Rücken der Anden, durch raues Land. Kälte, Niederschläge und Höhe machen Harrison während seiner mehrmonatigen Fußreise vom Äquator bis zu den magischen Ruinen der Inka-Stadt Machu Picchu wahrhaftig zu schaffen. Die Menschen, auf die er in den Bergen trifft, haben kaum je einen Weißen gesehen. Harrisons Buch lässt die extremen Landschaften, die er unter den Vulkanen der Anden durchstreift, und die extremen Lebensbedingungen der Menschen ebenso lebendig werden wie die zahlreichen Ruinen des Inka-Imperiums am Weg, die er eingehend würdigt.

Er läuft den Camino Real ab, den Königsweg, auf dem einst die Staffelläufer der Inka aus allen Winkeln des Reiches Nachrichten zu den Herrschern beförderten. Das Gelände ist eine einzige Herausforderung, der Weg beschwerlich. Die vielen Unwägbarkeiten der Reise, die Ängste und die Einsamkeit, kaum einmal unterbrochen durch kurze Aufenthalte in Gebirgsdörfern, werden feinfühlig und spannend erzählt.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Der Mann, der den Tod auslacht

Begegnungen auf meiner Reise durch Äthiopien von Phiipp Hedemann



Paperback, 272 Seiten

eISBN 978-3-7701-9947-1

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

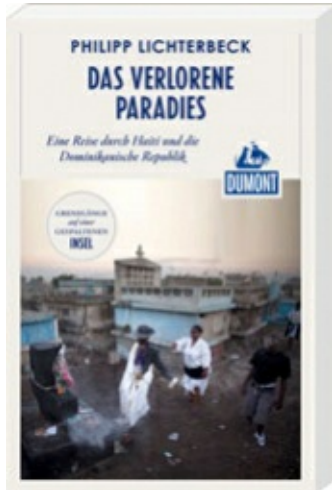
»Wer nicht reist, wird immer glauben, dass seine Mutter die beste Köchin ist«, lautet ein afrikanisches Sprichwort. Philipp Hedemann wollte wissen, wie andere Mütter kochen und reiste mit dem Geländewagen mehrere Tausend Kilometer durch Äthiopien. Er ließ sich von einem Aidsheiler den Teufel austreiben, lachte mit dem äthiopischen Lachweltmeister, besuchte die heilige Quelle des blauen Nils, bestieg den höchsten Berg des Landes und wäre beinahe Mönch geworden. Er traf Flüchtlinge in trostlosen Lagern und versuchte, das Rätsel der Bundeslade, in der die Zehn Gebote verwahrt werden, zu lüften. Er fürchtete in der Danakil, der heißesten Wüste der Welt, von Rebellen entführt zu werden, und trainierte mit äthiopischen Wunderläufern. Er feierte mit bekifften Rastafaris den Geburtstag Haile Selassies und fütterte wilde Hyänen ...

»Der Mann, der den Tod auslacht« erzählt von abenteuerlichen Reisen und spannenden Begegnungen und porträtiert unterhaltsam ein geheimnisvolles und widersprüchliches Land im Osten Afrikas.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Das verlorene Paradies

Eine Reise durch Haiti und die Dominikanische Republik von Philipp Lichterbeck



Paperback, 256 Seiten

eISBN 978-3-7701-9948-8

Preis 11,99 € [D]/12,99 € [A]/sFr. 17,00

Was tut man, wenn man während eines Vodou-Rituals in Haiti plötzlich zum Objekt der Zeremonie auserkoren wird? Was haben Sextouristen in der Dominikanischen Republik mit Kolumbus gemein? Warum ist Haiti eines der ärmsten Länder der Welt, obwohl Milliarden von Dollars in die winzige Nation gepumpt werden? Philipp Lichterbeck ist mehrere Monate durch die Dominikanische Republik und das erdbebenversehrte Haiti gereist. In Sosúa traf er einen Aussteiger, der die Menschheit mit seinen Raumschiffen retten will, in den dominikanischen Zentralkordillern den Hexenjäger Bernardo Távarez und in Port-au-Prince zwei Bildhauer, die aus Schrott und Menschenschädeln Weltkunst montieren. Er war auf seiner Reise ganz unten: bei den Minenarbeitern, die den Halbedelstein Larimar schürfen. Und er war ganz oben: auf der Citadelle La Ferrière, dem »Machu Picchu Haitis«. Philipp Lichterbecks einundzwanzig Stories sind mal witzig, mal abenteuerlich, mal tragisch. Zusammengesetzt ergeben sie das Porträt einer Insel, auf der Schönheit, Kreativität und Witz neben Korruption, Gewalt und Ausbeutung existieren.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Im Schatten der Seidenstraße

**Entlang der historischen Handelsroute von China nach Kurdistan
von Colin Thubron
Übersetzt von Werner Löcher-Lawrence**



aperback, 472 Seiten

ISBN 978-3-7701-9949-5

Preis 13,99 € [D]/14,99 € [A]/sFr. 21,00

In Bussen, Zügen, klapprigen Taxis und Geländewagen, auf Eselskarren und Kamelen folgt Colin Thubron dem Verlauf der ältesten und berühmtesten aller historischen Handelsrouten. Im Herzen Chinas beginnend, steigt sie auf in die zentralasiatischen Gebirgsmassive, führt durch Uiguren-Land, durch Usbekistan, Kirgisistan und Afghanistan und zieht sich schließlich durch die weiten Ebenen des Iran und den kurdischen Teil der Türkei bis ins alte Antiochia am Mittelmeer. In sieben Monaten legt Colin Thubron mehr als elftausend Kilometer zurück. Mit Zähigkeit, Ausdauer und bewundernswertem Durchhaltevermögen meistert er die Strapazen und Gefahren seiner geradezu epischen Reise. Den Rucksack nur mit dem Nötigsten gefüllt, das Geld in einer leeren Flasche Mückenschutzmittel versteckt, Sandstürmen, Schnee und Hitze trotzend, sucht er nach den Spuren einer Jahrtausende alten Geschichte und ist immer und überall ein sensibler Beobachter, neugieriger Gesprächspartner und glänzender Erzähler, der sich auf die Menschen, denen er begegnet, einlässt und ihre Identität erspürt. Das geradezu poetisch geschriebene Werk zeigt Thubrons tiefe Passion für die Belange und die Geschichte einer Weltgegend, die uns weithin unbekannt ist.

[Jetzt im DuMont Shop kaufen](#)

Impressum

DuMont Reiseverlag

MAIRDUMONT GmbH & Co. KG

Marco-Polo-Straße 1
73760 Ostfildern
Deutschland

Telefon +49.(0)711.4502.0
Telefax +49.(0)711.4502.340
www.mairdumont.com

Registergericht Stuttgart HRA 1281
Umsatzsteueridentifikationsnummer DE147645058

vertreten durch die persönlich haftende und geschäftsführende Gesellschafterin:
MAIRDUMONT Verwaltungs GmbH
mit Sitz in D-73760 Ostfildern (Kemnat)
Registergericht Stuttgart HRB 210556,

diese vertreten durch die Geschäftsführer: Dr. Stephanie Mair-Huydts, Dr. Thomas Brinkmann, Dr. Frank Mair, Uwe Zachmann